

# VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung

Nr. 34.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 1. September 1890.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.  
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. ö. W. exkl. Stempel.

36. Jahrg.

## Die Hofdame der Herzogin.

Erzählung von Hedwig von Moltke.

Nachdruck verboten.

In der Lichtung des Waldes steht das kleine Jagdschloß, wo die Heide beginnt, befindet sich ein alter, mit Moos überwachsener Pavillon. Als der Herzog hier jagte, wurde der Bau für seine Jagdfreunde als Unterschlupf gebraucht, jetzt steht er schon lange Zeit leer und unbewohnt. Jakob, der Kammerdiener Sr. Hoheit, hat ihn vor einer Stunde geöffnet, und eine matte, von Nebel umflorte Sonne sendet ihre bleichen Strahlen bis zu den Spinnweben in den Ecken, über die alten verblaßten seidenen Polster, über das lebenswürdige, lebenslustige Männerantlitz, das so fröhlich aus dem vergoldeten Rahmen blickt; Jakob und Lorenz, der Gärtnerbursche, tragen die verschossenen Polster und Kissen an die Luft und klopfen kraftvoll darauf, Scheuerfrauen puzen und segnen, und in kurzer Zeit ist der kleine, altersgraue Pavillon schmuck und sauber.

Von der Heide her nähern sich langsamen Schrittes zwei weibliche Gestalten: rechts die Herzogin; sie hat ein unbedeutendes Gesicht, aber eine jugendlich schlanke Gestalt, alles an ihr ist grau, Haar, Augen, Gesichtsfarbe und Anzug. Neben ihr abgeschmact bunt, eitel wie ein Pfau, Gräfin Leopoldine Mörstel, die Hofdame. Ungraziös thront ein roter Turban auf dem pechschwarzen Haar, zigemerthaft zerfahren blickt das schwarze Auge, unsicher schreitet sie einher wie eine Japanerin in ihren zu engen Schuhen. Gräfin Mörstel ist die Freundin der Herzogin, Gespielin fröhlicher Jugendzeit und Gefährtin langer, einsamer Witwenjahre.

Die Frauen haben einen Mittagspaziergang durch die Heide gemacht, an dem Kleide der Herzogin hängen noch Moos und Kletten, der Altlastschuh der Gräfin zeigt über dem Spann einen klaffenden Riß, sodaß der rosa Strumpf neugierig hervorlugt. Die Herzogin bemerkt es, lächelnd droht sie mit dem Finger: „Leopoldine, wieder die Tanzschühchen! Sie Leichsinn, werden sich noch den Tod holen vor lauter Eitelkeit.“

Die Gräfin lacht als Antwort und hebt das seidene Kleid höher, damit der weiße Fuß ungehindert treten kann.

Die Herzogin und ihre Gefährtin durchwandern die drei Zimmer des kleinen Pavillons. Im Mittelzimmer bleibt die Hoheit vor dem

großen Delbild stehen und betrachtet es angelegentlich durch ihr Augenglas; Leopoldine ist damit beschäftigt, die Jagdbuttenzweige und Dornen aus der seidnen Schleppe zu entfernen.

„Er war edel und gut, mein verstorbener Gemahl!“ so wendet sich die Herzogin an Leopoldine.

„Ach ja, Hoheit,“ erwidert fromm die Hofdame und

seufzt vernehmlich, aber hinter dem Rücken der Herrin droht sie dem lustigen Männergesicht mit der kleinen, fleischigen Faust.

„Herr von Zöge kommt schon heute abend?“

„Schon heute abend, Frau Herzogin, und die gnädigste gewünschte Vorleserin auch, derselbe Eisenbahnzug bringt den neuen Kammerherrn und das Fräulein von Bern.“

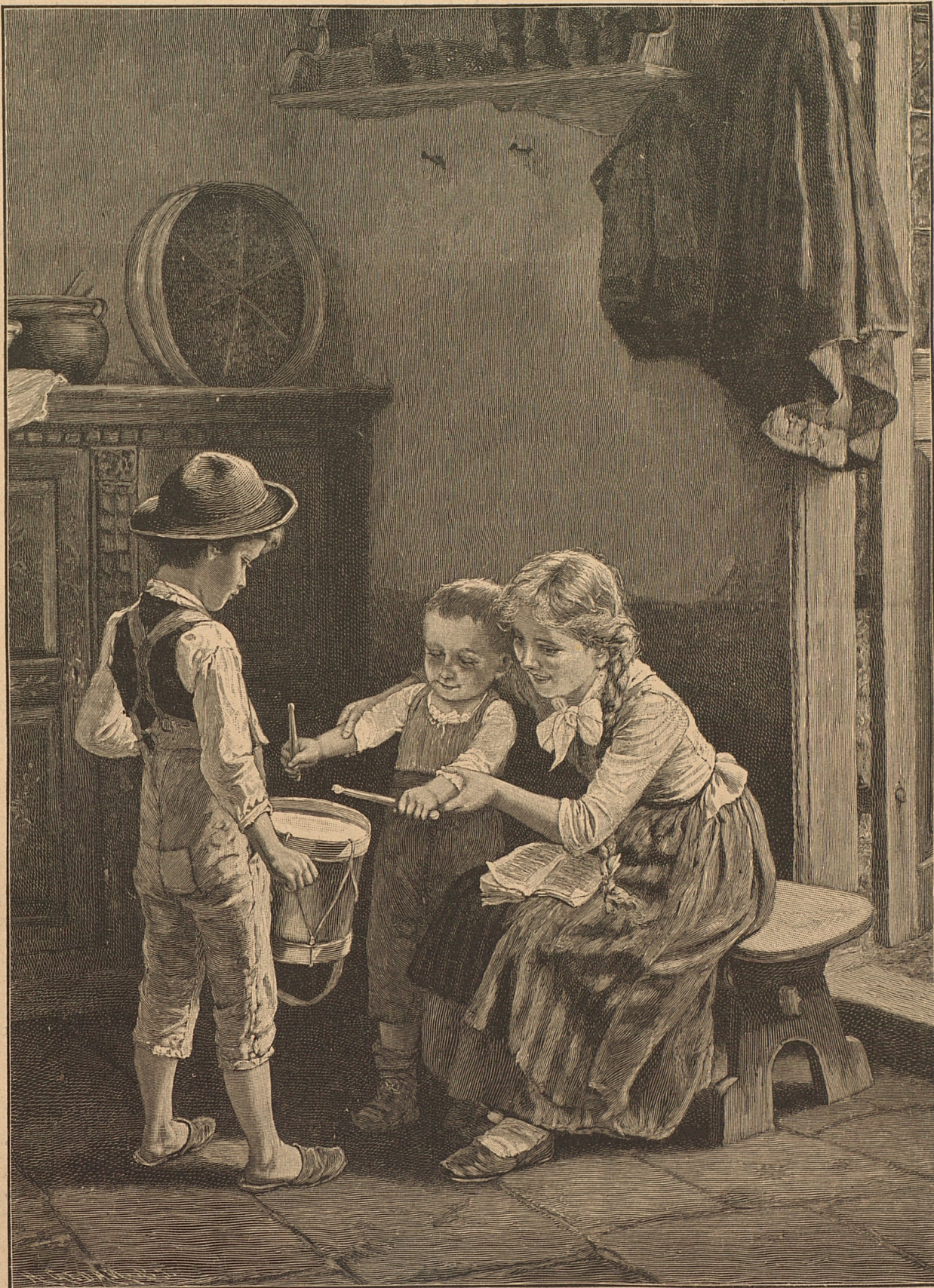
„Fräulein von Bern hat die Räumlichkeiten unten im Schlosse, sagtest du nicht so? Ich möchte dieselben in Augenschein nehmen. Ich wünsche, daß die beiden sich hier wohl fühlen, damit nicht immer gewechselt werden muß. Nicht wahr, Leopoldine, du sorgst dafür?“

„Zu Befehl, Frau Herzogin. Seid ihr hier fertig, Jakob? Dann schließt diese Räume zu und öffnet die Zimmer der Vorleserin! Guten Morgen, Lorenz!“

Die Gräfin folgt der voranschreitenden Herzogin. Lorenz läßt schnell seine devote Miene außer acht und wackelt und tänzelt wie die Gräfin, zum Gaudium der Küchenjungen, die neugierig aus den Fenstern im Erdgeschoß blicken.

Bläulicher Schimmer liegt über dem Walde, das Rufen der Vögel wird leise und selten, nur die Grille zirpt unaufhörlich, der Abend senkt sich hernieder. Schnellen Schrittes steigt eine schwächliche, fast kindliche Mädchengestalt den einsamen Waldweg hinauf, ein Eichhörnchen huscht, durch den raschelnden Schritt auf den trockenen Tannennadeln aufgeschreckt, höher hinauf in die schützenden Zweige. Atemlos vom raschen Steigen kommt das Mädchen an die Lichtung und steht dem altertümlichen Jagdschloß gegenüber; aus der bunten schimmernden Pracht der Herbstbäume hebt es sich malerisch hervor, seitwärts, dort wo der Pavillon endet, beginnt die braune, unabsehbare Heide. Die hellen, klugen Augen des Mädchens blicken verwundert, „das ist ja wirklich fast wie eine Verbannung,“ murmelte es leise, entschlossen schreitet es dann auf den schweren eichenen Bohlenweg zu und zieht die Glocke, die schrill und überlaut durch das einsame Schloß klingt. Die Thür wird geöffnet, der Kastellan, ein alter, weißhaariger Mann in Kniehosen und Schnabelschuhen, macht unmutig das Thor auf und sagt, einen Blick auf die Gestalt vor ihm werfend: „Nur nicht zu hastig! Wenn Sie zum Gretel wollen, die ist geradezu im Dienerzimmer.“ Mit dem langen mageren Finger zeigt er über die Schulter in den Hof.

„Zum Gretel will ich nicht,“ antwortete eine frische helle Stimme, „ich bin die Vorleserin, Ulrike von Bern, lieber Alter.“



Der kleine Tambour. Gemälde von G. Berger.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag, A.-G. in München.



„Ja du grundgütiger Himmel! Weshalb kommt dann das gnädige Fräulein zu Fuß? Der Wagen ist ja schon nach Thalberg an die Station geschickt, wenn das nur Ihrer Hoheit recht sein wird.“ Und der Kastenfrauentraut sich nachdenklich hinter den Ohren.

„Das hilft nun nichts, lieber Pförtner,“ sagt lachend das Mädchen, „lassen Sie mich nur ein! Mich verlangt's nach Wasser und Seife, wo sind meine Zimmer?“

Kopfschüttelnd geht der Mann voran und öffnet die frisch gestrichene Thür zu den Räumen der Vorleserin. „Hier, gnädiges Fräulein, ich werde Ihre Ankunft oben melden.“

Ulrike schaut sich vergnügt in den freundlichen, mit geblümten Stoffen ausgeschlagenen Zimmern um, dann eilt sie zum Spiegel, kämmt sich die braunen Flechten und betrachtet ihr bleiches, feines Gesichtchen im Spiegel; ein schelmisches Lächeln spielt dabei um ihre feingeschnittnen Lippen. In dieser Beschäftigung unterbricht sie eine laute, rauhe Stimme! „Ah, Fräulein von Bern! Freue mich, mais quelle idée! So einfach zu Fuß hier herauf zu steigen! Konnten Sie denn nicht warten, bis der Wagen kam! Wie? Mit einem früheren Zug sind Sie gereist? Da hätten Sie auch warten sollen, oder einen Boten schicken; nicht so emanzipiert, Liebste! Wenn Sie sich ausgereut haben, wünscht Ihre Hoheit die Vorstellung. Aber, liebes Kind, pardon,“ die alte Dame setzt sich das Augenglas über die Nase, „pardon, ich muß indiscret sein, wie alt sind Sie eigentlich, Sie sind in der That noch ein Kind!“

„Sechszehn Jahre, gnädige —“

„Mein Name ist Gräfin Leopoldine Mörstel.“

„Sechszehn Jahre, Frau Gräfin.“

„Beaucoup trop jeune, trop jeune!“ sagt achselzuckend die Hofdame. „Was hat sich nur die Salbot gedacht?“

„Die gute Frau Salbot dachte, daß ich lesen kann und Hoheit die Zeit zu vertreiben weiß!“ sagt mit einem kleinen graziösen Knix Fräulein Ulrike.

„Na probiert und versucht muß es werden, aber enfants können wir hier nicht gebrauchen!“

„Ist denn hier alles so alt?“ Das schelmische Gesichtchen blickt halb traurig die alte, runzlige Hofdame an.

„Alt? quelle bêtise! Wir sind nur just keine enfants mehr, Fräulein von Bern. Doch au revoir, ma chère! Machen Sie schnell Toilette! Wechseln Sie auch die chaussure, so staubig kann ich Sie der Hoheit nicht präsentieren. Wir sind übrigens heut entree-nous, nur der neuernannte Kammerherr wird noch erwartet, Hoheit will den Abend der connaissance mit Ihnen beiden widmen. Da kommt der Wagen schon! Fort, hinter die Gardine, liebes Fräulein! Neugierde ist mauvais goût, merken Sie sich das.“

„Aber heimliche Neugierde ist bon ton, nicht wahr?“ sagt Ulrike mit ganz ernsthaftem Gesicht, während sie auf das einen Fragezeichen gleichende Antlitz der Hofdame blickt, das unverwandt nach dem geöffneten Wagen sieht.

Leopoldine dreht sich schnell um und schaut das naseweise Mädchen stumm von Kopf bis zu Füßen an, aber in diesem Augenblick steigt der neue Kammerherr aus, und die Hofdame sieht nur noch den Zipfel seines grauen Regenmantels, von ferne klingt eine sonore Stimme und verliert sich im Pavillon.

„Also, au revoir, Fräulein von Bern!“ Leopoldine rauscht an dem Mädchen vorüber. Ulrike macht eine studierte tiefe Verbeugung und sieht schelmisch der Gräfin nach.

„Wie der Herr, so der Diener. Wenn die Herzogin auch so ist, dann kann's lustig werden!“ sagt Ulrike, hell auflachend, „die Alte ist ja urkomisch! Doch da sind ja meine Sachen, nun schnell ans Werk, wer klopft denn da? Herein!“

„Ich bin's, gnädiges Fräulein, ich, die Gretel Singer. Kennen mich das gnädige Fräulein nicht mehr?“

„Ich verstehe dich. Aber wie kommst denn du hierher, Gretel? Ist denn dein Vater nicht mehr Portier bei Dintel Oberst?“

„Ach nein, der Vater ist tot, und da bin ich Jose geworden, seit einem Jahre hier und jetzt zur Bedienung des gnädigen Fräuleins. Darf ich helfen?“

„Natürlich darfst du das, ich thue nie etwas, wenn ein anderer es für mich thun will. Höre, Gretel, das ist reizend, daß du hier bist! Weißt du noch, wieviel Obst wir als Kinder mauschten, und wie wir die Hanneliese kränkten, wenn wir der Henne die Eier wegnahmen? Wenn du mich angezogen hast, kommst du mir etwas von hier erzählen. Jetzt wollen wir keine Zeit verlieren, ich habe Hoheit noch nicht begrüßt. Was ziehe ich nur an?“

„Ach das da, gnädiges Fräulein, das Weiße mit den milch fleurs.“

„Das Weiße mit den Milchblumen? Schön! Kinder, ihr seid ja hier noch alle französisch! Ist ja gar nicht mehr Mode, schlechter Geschmack, oder wie ich sagen würdet: mauvais goût, wir können's schließlich auch noch!“

„Das gnädige Fräulein sind immer noch so spaßig.“

„Freilich, Gretel, habt ihr denn gedacht eine Leichenbitterin in mir zu finden, die der Frau Herzogin nur Sterbelieber vorliest? Gretel, weißt du, wir wollen das stille, alte Haus hier auf den Kopf stellen!“

„Ach, gnädiges Fräulein — und Gretels Augen leuchteten dabei — „es ist auch manchmal gar zu einsam hier! Wenn der Lorenz, der Gärtnerburche, nicht wäre, da wäre es gerade zum Auswachsen!“

„So, das ist wohl ein Thunichtgut und drum dein Schatz?“

„Das letzte ja,“ sagte erröthend Gretel, „das erste — ach nein, er ist so gut, ach! so gut!“

„Na, später deine Hymne, wollte sagen Lobpreisung. Jetzt schnell noch den goldenen Kamm ins Haar, sonst zankt die gestrenge Frau Hofdame!“

„Ist's denn eine Frau! Hofdame, gnädiges Fräulein; wir glauben es alle nicht, sonst würde sie nicht so gern heiraten wollen. Auf alle Kammerherren hat sie's abgesehen, aber keiner will sie haben. Neulich hat der Kammerdiener vom regierenden Herzog dem Lorenz erzählt, ihr Mann sei fort in die weite Welt gelaufen und unsere gute Herzogin habe die Gräfin aus Mitleid dann zu sich genommen, aber daran wolle die hochmüthige Dame nicht erinnert sein, sie thue, als sei sie unverheiratet!“

„Gretel, komm doch zu Atem, mein Gott, oder mon dieu, wie ihr sagt, ihr seid ja hier oben in eurer Einsamkeit recht boshaft.“

„Ach nein,“ sagt Gretel verlegen. „Nun sind das gnädige Fräulein aber fertig und so reizend!“

„Gretel!“ Klang es ernsthaft zurück, „ihr seid ja hier oben auch Schmeichler oder farbenblind! Herein!“

„Das gnädige Fräulein werden zur Vorstellung gewünscht, darf ich den Weg zeigen?“ sagte mit feierlicher Stimme Jakob, der Kammerdiener. Ein Seitenblick überfliegt die zarte, elenhafte Gestalt der jungen Fremden.

„Nur voran, liebes Alterchen,“ ruft Ulrike mit froher Stimme. „Adieu, Gretelchen!“

Ein sonderbarer Blick des Alten streift das junge Mädchen. „Na die paßt auch hierher wie die Faust aufs Auge,“ murmelt er in sein glattrasiertes Kinn.

Es ist ein hochgewachsener Mann mit dunklem Haupt- und Barthaar, der langsamen Schrittes im Mittelsimmer des Pavillons hin- und hergeht. Die Augenbrauen berühren sich fast über der stark markierten Nase und geben dem schönen Gesicht einen düsteren Ausdruck. Man sagt von dem Geschlechte, zu welchem der Mann gehört, daß es zu den Ausnahmen gehört, wenn ein männliches Mitglied nicht gewaltsamen Todes aus der Welt geht. Baron Böge schlägt dieser Sage ein Schnippchen und lebt lustig darauf los, es ist ein Geschlecht von schönen, verwegenen Abenteuern. Rudolf von Böge hat seine Eltern nicht gekannt, ein entfernter Verwandter nahm sich des Knaben an, bis er auf eigenen Füßen stehen konnte. Seine ausgelassenen, stadtbekanntesten Jugendstreiche machten den jungen, lustigen Herzog Oskar auf ihn aufmerksam, und es entwickelte sich zwischen den beiden Jünglingen ein hübsches Freundschaftsverhältnis, das auch noch anhält, als Herzog Oskar die Regierung übernahm.

Das Pflaster in der Residenz wurde Rudolf von Böge aber bald zu heiß, seine Gläubiger drängten, und um den ewigen Geldverlegenheiten zu entgehen, kam er, ohne sich lange zu bedenken, beim Herzog um die bei der herzoglichen Waise freigewordene Kammerherrenstelle ein. Gerne wurde sie ihm gewährt, aber kopfschüttelnd blickten die Kameraden ihm nach, und Herzog Oskar meinte, ihm leise ins Ohr flüsternd: „Heiraten Sie nur nicht aus Verzweiflung die alte Ruine von Mörstel!“

Nun war er hier, die Fahrt durch die herbstlichen Wälder hatte ihn fast trübfinnig gestimmt, es war ihm, als könne er nie wieder zurück in das heitere Leben, als türme sich hinter ihm eine riesenhohe Mauer auf, die ihn von allem, woran sein jugendliches, begehrlisches Herz hing, bannen werde. Wie ein Alp lag es ihm auf der Brust, und verlangend kehrte Herz und Sinn zurück in die Vergangenheit, zu den lustigen Spielabenden, zu den rauschenden Hoffestlichkeiten, zu den koketten Bürgerstöckchen und dem Klub mit seinen Champagnerabenden. Was wird hier sein? Unmutig zieht er die Stirn in Falten. Vielleicht ab und zu der Besuch und Empfang der Honorationen von Thalberg, eine Partie Schach mit der Herzogin, ein langweiliger Spaziergang durch die braune Heide! Siedend heiß fährt es Rudolf über das Herz — welches Leben stand ihm bevor! Dagegen war ja das ruheloze Drängen der Gläubiger ein Lustspiel gewesen. Dampf tönt die achte Abendstunde vom Schloß herüber. Rudolf unterbricht seinen Gang durch das weite Gemach; es ist die Stunde der Vorstellung bei der Herzogin.

Im dunkelroten Sammetgemache sitzen Gräfin Mörstel und Ulrike von Bern. Die Gräfin säckelt sich mit einem riesengroßen, buntbemalten Fächer Kühlung zu und hält die zartbeschuhten Füßchen auf den Kamin Sims. Ulrike hat ihr Wahrzeichen, ein großes Buch, im Schoß und blickt zerstreut bald hier- bald dorthin. Die Thür wird von einem Diener weit geöffnet, und Rudolf von Böge nähert sich mit einer Verbeugung den Damen. Die korpulente alte Gräfin steht behende auf und reicht dem neuen Kammerherrn ihre beringten Hände, Ulrike nickt bei der Vorstellung leicht mit dem feinen Köpfchen und vertieft sich dann in das bisher unbeachtete Buch. Beobachtend und bewundernd ruhen Leopoldinens' fahrig Augen auf dem schönen Männerantlitz.

„Ah, quel plaisir, Sie hier zu haben, lieber Kammerherr! Doch —“

„In diesem Augenblick tritt die Herzogin in das Gemach. „Hoheit,“ fährt die Gräfin fort, „der Kammerherr Ihrer Hoheit, Baron Rudolf von Böge.“

Freundlich lächelnd reicht die Herzogin dem Manne die Hand, der dieselbe devot an die Lippen zieht und in Still-schweigen verharret, bis die Hoheit das Wort nimmt: „Möge es Ihnen bei uns gefallen, Baron Böge, wir sind einfache, stille Leute. Die Herren haben alle hier schnell das Hagenpanier ergriffen.“ Fein lächelnd wendet sich die Herzogin dann zu Ulrike: „Nun, unser Fräulein von Bern wird wohl einiges Leben bringen, wenn mich nicht alles täuscht.“

„Zu gnädig, Hoheit,“ antwortet Ulrike mit heller Stimme. Rudolf wendet sich überrascht der friischen Stimme zu; im Halbdunkel bei dem matten Lampenschein war ihm Ulrikens' Jugend entgangen.

„Gewiß wird es mir hier gefallen. Wer den Vorzug hat, in Hoheits' Nähe zu leben, gehört zu den Glückseligsten der Sterblichen.“

„Das wollen wir erst abwarten, lieber Baron. Der Enthusiasmus wird sich bald abkühlen. Hier, meine liebe Freundin, Gräfin Mörstel, hat die Schmeichler gern, ich rate Ihnen, sich mit ihr anzufreunden.“

„Hoheit sind allzu gütig,“ erwidert Rudolf lächelnd. Leopoldine wackelt auf den Baron zu: „An mir soll's nicht liegen, wenn wir uns nicht vertragen, ich bin die Friedfertigkeit alle-mème.“

Die Flügelthüren öffnen sich weit. Im Hirschsaal ist die Tafel gedeckt. Heller, glänzender Lichtsinner blendet das Auge. Jakob und der Haushofmeister stehen hinter den Stühlen, ein lebhaftes, heiteres Gespräch würzt das köstliche Mahl, der Wein wird nicht, wie sonst in weiblichen Haushaltungen, gespart, in höchst angenehmer Stimmung erhebt sich die Herzogin mit ihrem Hofhalt von der Tafel. Nur die Gräfin Mörstel bleibt sonderbar ernst. Rudolf Böge ist entzückt und seine Neugebanten sind in das innerste Gekken seines Herzens verschwunden.

„Und nun, liebes Fräulein von Bern,“ sagt die Herzogin Elisabeth herzlich, „erzählen Sie mir etwas aus Ihrem Leben.“

Hoheit ist aufgestanden und nimmt auf dem schwellenden Divan im roten Gemache Platz, Ulrike schiebt sich ein Taburet her an, kreuzt ungeniert die weißen Hände über dem Knie und beginnt mit lieblicher, kindlicher Stimme: „Ach, das ist eine böse Geschichte mit mir. Hoheit wissen ja, der Papa ist Präsident und ich sein einzig Kind. Und ich war auch sein einzig Gut, er liebte mich wirklich, aber der Papa ist noch ein junger, schöner Mann, und immer konnte er wohl der toten Mama nicht treu bleiben, kurz ein schreckliches Unglück geschieht, der Papa verliebt sich wirklich und wahrhaftig in meine beste Freundin, die Gräfin Sohm! Und diese intrigante, abscheuliche Person liebt den Papa wieder — und die beiden heiraten sich! Ich habe den Papa erst angefleht, dann ausgescholten, aber ohne Ziel und Zweck, es ist schrecklich, wenn man zusehen muß, wie sein eigener Vater bis über die Ohren verliebt ist, ich konnte es absolut nicht gutheißen, konnte es gar nicht mehr ansehen. Eines schönen Tages bin ich dann zur Pate Salbot gegangen und habe der mein Leid geklagt — und wie überflüssig ich in der Welt sei; da erzählte sie mir von Hoheit, und sofort war ich entschlossen, herzukommen, lesen kann ich ja, weiter wurde ja nichts verlangt. Aber, Hoheit, der Papa, o der Papa, der war ganz außer sich, und seine Frau hat so gar geweint, aber es half ihnen beiden nichts! Hier bin ich, und wenn Hoheit erlauben, hier bleibe ich!“ Und mit liebenswürdiger Naivetät ergriff Ulrike die Hand der Herzogin und drückte sie herzlich.

Die Herzogin lächelte amüsiert. „Sie sind in der That ein böses Kind. In der Hauptfrage wußte ich Ihr Geschichtchen schon: daß Ihr Herr Vater aber so ungern seine Erlaubnis gegeben, hat mir die Salbot verheimlicht. Nun hoffentlich sühnt er sich bald mit Ihrem Hiersein aus.“

„O das wird er, er hat ja die Gräfin Sohm!“

„In der tiefen Rüche des Fensters hatten unterdessen Leopoldine und Böge Platz genommen und waren in ein eifriges, leise geflüstertes Gespräch vertieft.“

„Leopoldine,“ ruft die Herzogin, „nun gib den Baron frei, er wird sich nach seiner Cigarre sehnen, auf Morgen, Herr von Böge!“

Die beiden treten an das Lampenlicht. Leopoldine, freidebleich, bewegt zitternd ihren Fächer hin und her, ihre fahrgen Augen zucken wild umher und senken sich dann plötzlich wie schuldbewußt. Rudolf ist ebenfalls erregt, spricht schnell ein paar verabschiedende, ehrerbietige Worte und verläßt das trauliche Gemach. Die unbefangene Herzogin hat nichts von der eigentümlichen Geistesverfassung der beiden bemerkt, Ulrike aber schikt die Gräfin Mörstel heimlich eine alte verlebte, abscheuliche Kofette, sie sowohl als auch Rudolf bekommen einen gar schnippischen Knix von der ungnädigen Kleinen. Bald darauf liegt tiefe Stille über dem einsamen Jagdschloß, nur im Pavillon brennt noch lange das Lampenlicht, und unruhige Füße gehen dort rastlos, bis tief in die Nacht, über die weichen Teppiche.

An einem herrlichen Herbstmorgen sprengen ein Reiter und eine junge schlanke Reiterin zum Schloßhof hinein. Der sie begleitende Stallknecht springt dienstfertig vom Roß und hält die Zügel der Pserde. Der Kammerherr hilft strahlenden Auges Ulrike aus dem Sattel. Diese schaut vergnügt um sich, das blütenweiße Antlitz hat der Morgenritt etwas rosig angehaucht, und die hellen, klugen Augen glänzen voll Lust, schnell nimmt sie die Schleppe ihres Reittkleides in die hübsche kleine Hand und springt mit den Worten „auf Wiedersehen bei Tisch! Ich habe einen Löwenhunger!“ ins Schloß. Der Kammerherr verneigt sich lächelnd.

„Gretel, hilf schnell, das blaue Kleid! Hat Hoheit schon geschickt? Nein? O das ist gut, wir sind lange fortgeblieben! Du, wird die Gräfin ein Gesicht machen! Sie möchte uns zu gerne begleiten. Nun, die müßte sich auch herrlich auf dem Roß ausnehmen!“

„So? Meinen Sie das, Jungfer Naseweis?“ erklingt dicht hinter Ulrike eine scharfe Stimme.

„Herr Gott, die Gräfin! War denn nicht geschlossen?“

„Schon gut, schon gut, Gretel, gehen Sie hinaus!“

„Was Sie mir zu sagen haben, kann die Gretel auch hören, Frau Gräfin, sie ist meine Jugendgespielin und Vertraute.“

„Quelle éducation horrible!“ stöhnt Gräfin Mörstel, während Gretel schnell hinter der Stubenthür verschwindet. Der Turban der Gräfin sitzt ganz auf einem Ohr, ein Zeichen, daß sie aufs äußerste gereizt ist. „Sagen Sie mal, Sie Fräulein Vorleserin, seit wann spielen Sie die erste Violine hier? Seit wann reiten Sie allmorgendlich mit dem Kavalierrüben zum Schloßthor hinaus und kommen nach Stunden échauffée zurück? Das ist mauvais goût! Wer hat Sie das gelehrt?“

„Wie die Alten fungen, so zwitschern die Jungen,“ versetzte Ulrike lachend.

„Vous êtes folle, Mademoiselle, folle et impertinente!“

„Merci bien, Komtesse Mörstel.“

„Der da drüben, Mademoiselle, ist nichts für Spazier!“

„Aber für Spaziermütter?“

Das Gesicht der Gräfin wird dunkelrot, sie sieht sprachlos das kühne Mädchen an. Dann zuckt sie lebhaft mit den Achseln und sagt: „Die Herzogin verlangt nach Ihnen. Gehen Sie hinaus, aber merken Sie sich das, reiten Sie mit Jakob, Lorenz oder mit wem Sie sonst wollen. Aber meinen —“ die Gräfin hält erschrocken inne — „meinen Kammerherrn lassen Sie aber ungeschoren.“

„Meinen Kammerherrn,“ sagt lustig das Mädchen, als sie allein ist, „die hat den Größenwahn! Oder wollte sie am Ende sagen, meinen Schatz?“

Ihr Schatz? Wäre das möglich? Rudolf Böge und Leopoldine Mörstel? Nein, das wäre ja eine Karrikatur im Witzblatt! Aber es ist alles schon dagewesen, die Männer heiraten bisweilen Großmütter! Durch solche Gedanken erregt, geht Ulrike unmutig im Zimmer auf und ab und nähert sich zufällig dem Fenster.

„Was ist denn das?“ ruft sie überrascht. „Da ging ja die Gräfin eben in den Pavillon! Sollte es wirklich —? Abscheulich! Ich darf die beiden ja gar nicht mehr ansehen, wo ich hinkomme, giebt's Liebeszenen. Und mich will keiner haben!“ Thränen verbunkeln die hellen Augen des Mädchens.



Da erkönt die Klingel der Herzogin wieder. „D, es ist mir so weh ums Herz, und nun soll ich heitere Geschichten lesen, soll heiter und lustig plaudern! Welche Komödie!“

„Was thust du? Du bist unvorsichtig, meine beste!“ sagt Rudolf abwehrend, dann legt er liebevoll seinen Arm um die starke Taille der Gräfin Mörstel und führt sie an einen Sessel.

„Ich mußte dich sehen, mon bijou, einmal wieder unter vier Augen, ah, wie schön bist du! Aber n'est-ce pas? mon bien aimé, vor dem näselweisen Ding da drüben nimmst du dich recht in acht und verräst uns nicht?“

„Selbstverständlich, übrigens ist die kleine Urrike allerliebste.“

„Und das wagst du mir zu sagen, sie ist ja mein chagrin Tag und Nacht!“

„Aber herzensgut, glaube mir!“

„Bin ich's nicht auch, Liebster?“

„Freilich, freilich.“ Und der Kammerherr küßt die Gräfin herzlich auf den Mund.

Leopoldine schließt Rudolf in ihre Arme und erwidert heiß und innig seine Liebeskose.

Jakob hat schon zweimal geklopft. Endlich öffnet er behutsam, erschrocken fährt das ungleiche Paar auseinander, und der arme Jakob weiß nicht, wohin mit seinen alten Augen, er ist ganz rot geworden.

„Ich soll nur melden,“ sagt Jakob verlegen, „daß der Herr Herzog heute zur Tafel erscheint.“

Leopoldine leucht in der Zwischenzeit eiligt zur Hintertür hinaus. Jakob steht noch einen Augenblick unschlüssig, da fährt mit donnerndem Geräusch ein Wagen in den Schloßhof.

„Das ist der Herzog!“ ruft Rudolf erfreut und eilt seinem fürsüchtigen Freunde entgegen.

Ein frischer, junger Mann entsteigt leichten Fußes dem Wagen: „Melden Sie sich bei der Herzogin, Manskopf! Um zwölf Uhr mache ich meine Aufwartung, steige einstweilen bei Böge ab. Guten Morgen, Kammerherrchen! Na, lebst du noch? Hast ja gar nichts von dir hören lassen!“ So plaudernd legt Herzog Oskar seinen Arm in den des Freundes und geht mit ihm nach dem Pavillon.

„Und nun eine Cigarre, Rudolf! was giebt es Neues?“

Behaglich dehnte sich der Herzog in dem mächtigen Schaukelstuhl.

„Was sollte sich hier Neues begeben, Hoheit!“ antwortet fröhlich lachend der Kammerherr.

„Wie kamst du denn mit der alten Schachtel, der Mörstel, aus diesem Unikum von Eitelkeit und Begehrlichkeit?“

„Rudolf wird dunkelrot. „So schlimm ist's nicht, Hoheit! Sie ist recht nett und klug, auch liebenswürdig,“ er blüht aber schnell verlegen zur Seite, um den forschenden, lustigen Blicken des Herzogs zu entgehen.“

„Rudolf, Teufelskerl, sogar bei der alten, verschimmelten Gekü hast du Feuer gefangen? Bist doch ein nichtsnutziger Schlingel! Drum hast du also nichts von dir hören lassen? Du bist toll, Böge! Nein, nun verleugne ich dich als Freund,“ und laut beginnt der Herzog zu lachen.

„Hoheit amüsieren sich auf meine Kosten! Ich freue mich, daß ich Ihnen Stoff biete, aber Hoheit täuschen sich!“

„Schweig still, Ritter vom Altertum, ich weiß genug. Verlegen bist du noch nie in deinem Leben gewesen! Ja, ja, so in stiller Einsamkeit ein einziges, ebenbürtiges, weibliches Wesen, wenn's auch Urahne ist, muß ja Unheil stiften.“

„Hoheit irren, es giebt hier ein reizendes, junges, ebenbürtiges Wesen, einen kleinen Teufel von Ausgelassenheit, der tagtäglich die naivsten Formfehler begeht! Der in seiner Unverfrorenheit gar keine Ahnung davon hat, wie man mit einer Herzogin verkehrt, Curer Hoheit herzogliche Nase ungeniert um den Hals packt und fragt und spricht, wie das Schnäbelchen gewachsen ist.“

„Ei, das ist erfrischend, erscheint die Kleine auch bei Tafel?“

„Freilich, Hoheit, sie ist ja die Tochter des Präsidenten von Bern.“

„Das wird lustig!“

(Schluß folgt.)

### Vergänglichlichkeit.

Der Jugend Lust, der Jugend Weh  
Verweht wie Rauch von Blüthenbüsten,  
Wie Quell im Meer, wie Rauch in Lüften,  
Wie Herbsteslaub und Frühlingschnee.

Ist's denn schon eine Stunde lang,  
Seit über Wogen, über Klippen  
Ich von des Glückes roten Lippen  
Den ersten trunken Kuß errang?

Ist halb im Traume, halb im Spiel  
Denn schon ein ganzer Tag vergangen,  
Seit über meine Kinderwangen  
Die erste heiße Thräne fiel?

Ist noch ein Sommer mir erlaubt,  
Oh gleich den winterlichen Flocken  
Des Alters weiße kalte Locken  
Umflattern das gebeugte Haupt?

Ich blicke vorwärts und zurück:  
Ein kurzer Tag, ein kurzer Schlummer  
Von erster Lust zu letztem Kummer,  
Vom ersten Weh zum letzten Glück!

Aus den „Gedichten von Ludwig Fulda“ (Berlin, Verlag von F. Fontane, 1890), den Leserninnen und Lesern des „Bazar“ als höchst beachtenswert warm zu empfehlen.

### Italiens Frauenwelt.

Von Paul Schönfeld.

Nachdruck verboten.

Wohl nirgends in Europa schließt es ein vernichtendes Urteil in sich, als in Italien, wenn jemand als ein Mensch ohne Erziehung, „una persona mal costumata“ bezeichnet wird. Ist doch im schönen Lande der Kunst, in der Heimstätte antiker Kultur, die allen Gegenströmungen trotzend durch die Jahrhunderte hindurch gegenständig nachwirkte, das Gefühl für persönliche Würde und entsprechende äußere Lebensformen ein so tiefwurzelndes und verbreitetes, daß selbst die unteren Schichten der Bevölkerung unter seiner Herrschaft stehen, wie jeder wahrgenommen haben wird, dem sich intimere Einblicke auch in diese Kreise eröffneten. Gar manche unserer Leserinnen wird die Liebenswürdigkeit aufs angenehmste berührt haben, mit der ihr Dank für irgend eine Gefälligkeit, sei es im Bahnwagen, im Theater oder sonstwo, durch ein verbindliches „Padrona sempre“ („Sie sind stets meine Herrin“) erwidert ward; es wird ihr mehr als ein leerer Schall gewesen sein, wenn ihr auf dem Söller einer gastlichen Villa beim Preiseln der entzündenden Fernsicht emphatische Versicherungen, wie „Questa capanna è vostra, signora mia“ („diese Hütte gehört Ihnen, meine Dame“) entgegenflangen, die, so wenig buchstäblich sie natürlich zu nehmen, doch jedenfalls für den urbanen Grundzug des italienischen Charakters bededtes Zeugnis ablegen. Und gleichermaßen wird man im gesellschaftlichen Verkehr bei aller Ungezwungenheit und „disinvoltura“ selbst unter Leuten, die durchaus nicht der sogenannten Elite angehören, eine Grazie der Umgangsformen, ein Takt- und Maßgefühl beobachten können, das, weit entfernt, an künstliche Abrichtung zu erinnern, als beneidenswertes Geschenk natürlicher Veranlagung anmutet.

Fast könnte es hiernach Befremden erregen, daß gleichwohl auch in Italien das Bedürfnis nach litterarischen Ratgebern vorliegt, die allgemeine Gesichtspunkte und praktische Regeln für das gesellschaftliche Leben aufstellen. Schon in früheren Zeiten fehlte es nicht an dergleichen Büchern; es sei nur erinnert an Castigliones klassisches und kulturgeschichtlich höchwichtiges Werk „Il cortigiano“, welches, anknüpfend an das Leben des Hofes von Urbino, das Ideal des Mannes und der Frau von Welt entwickelt, wie es den führenden Geistern des Renaissancealters vorstrebte, und ferner an Monsignor della Casa, der, ebenfalls im 16. Jahrhundert lebend, bei Auffassung seines „Galateo“ mehr den Durchschnittsmenschen jener Zeit im Auge hatte, und diesem Vorschriften erteilte, die heutzutage bequemerweise vielfach veraltet und durch die veränderten Verhältnisse entwertet sind.

Besonderes Interesse, zumal in unseren Damenkreisen, darf jedenfalls für ein modernes Werk dieser Art vorausgesetzt werden, welches die im heutigen Italien über die gesellschaftlichen Pflichten, speziell die Lebensführung der Frauenwelt herrschenden Anschauungen in anziehender, von lehrhafter Trockenheit freier Form, unter Einfließen zahlreicher wirklicher Fälle darlegt und, wie der außerordentliche Erfolg beweist, den Ansprüchen des italienischen Publikums in hohem Grade gerecht wird.

Das in Rede stehende Buch, welches unlängst in fünfzehnter erweiterter Auflage erschien, beittelt sich „La gente per bene“ und stammt aus der Feder einer unter dem Pseudonym „Marchesa Colombi“ schreibenden Dame, die sich auch durch ansprechende und gehaltvolle Novellen, namentlich durch die prächtige Dorfgeschichte „In risaja“ („Auf dem Reiskelde“) eine angesehene Stellung in der italienischen Litteratur erworben hat.

In der Annahme, daß es vielen Freundinnen dieser Zeitschrift nicht unwillkommen sein werde, zu erfahren, wie eine auf der Höhe der modernen Bildung stehende Italienerin und mit ihr Tausende ihrer Landsleute den Beruf und die Stellung des schönen Geschlechts im gesellschaftlichen Leben auffassen, halte ich es für eine dankbare Vermittlerrolle, aus dem reichen Inhalt des obengenannten Werkes einiges mitzuteilen, was mir für die Anschauungsweise der befreundeten Nation besonders bezeichnend erscheinen will.

Es möge vorausgeschickt sein, daß die Marchesa Colombi nichts weniger als moralische Abhandlungen geben will, sondern lediglich eine Richtschnur für den Verkehr der besseren Klassen auf Grund der allgemeinen Gepflogenheiten, die das moderne Leben herausbildete.

Mit dem zartesten Kindesalter beginnend, das nur Rechte und keine Pflichten kennt, giebt die Verfasserin weiterhin allerhand Winke für die Erziehung der Knaben und Mädchen, bei denen mehrfach die Verschiedenartigkeit zwischen dem italienischen und deutschen Standpunkt zu Tage tritt. So predigen die Anweisungen, die den Knaben für ihr Verhalten gegenüber ihren Schwestern zuteil werden, die Grundzüge der Kavalierepflicht mit einer Eindringlichkeit, die dem Nordländer den Eindruck macht, als ob sie erst bei etwa sechzehnjährigen jungen Leuten am Platze wäre; auch für den Umgang mit gleichaltrigen Gespielen werden Gesetze aufgestellt, die nach unseren Begriffen ans Unmögliche streifen, so z. B., wenn ein Kind, dem ein anderes ein Geschenk anbietet, erwidern soll: „Ich danke dir; du weißt jedoch, daß Kinder Geschenke weder spenden, noch annehmen dürfen,“ und, falls das andere entgegnet, daß seine Mama nichts gegen seine großmütigen Absichten einwenden werde, zu der Antwort angehalten wird: „Deine Mama würde es gewiß erlauben, um gegen meine Mama und mich nicht unfreundlich zu sein, doch darf sie nicht in diese Zwangslage veretzt werden.“

Daß die gegebenen Vorschriften sich überhaupt an eine frühe Kindheit richten, zeigen u. a. auch die Bemerkungen über Kinderbälle, die als etwas ganz Selbstverständliches betrachtet werden, und ebenso, um von anderem zu schweigen, der als abschreckendes Beispiel mitgeteilt Auspruch eines siebenjährigen Knäbleins, das nach einem Mahle dem Gastgeber auf französisch mit den Worten dankt: „Votre diner a été bon. Je vous remercie“, und sich für das geistreichste Kind auf Erden hält, während alles über das drollige Büßchen lacht, das sich zum Richter in kulinarischen Dingen aufwirft und zwischenzeitlich zu verstehen giebt, daß es sich nicht bedankt haben würde, falls die Bewirtung ihm nicht gut erschienen wäre.

In dem Kapitel, welches den jungen Damen gewidmet ist, findet sich neben mancherlei spezifisch Italienischem eine Fülle trefflich formulierter allgemeingiltiger Lehren, die in dem Sage

\* Mailand, Libreria editrice Galli; Leipzig und Wien, F. A. Brockhaus; Berlin, A. Nfer u. Co.

gipfeln, daß als wesentlichste Eigenschaften einer Dame unumwandelbare Liebenswürdigkeit gegen die Familie, Hingebung und Herzlichkeit gegen alle Glieder derselben zu gelten haben und nicht zuletzt auch ein lebendiges Interesse für Dinge, welche die eigene Person nicht unmittelbar berühren, Anteil an den Beschäftigungen, den Freuden und Leiden anderer.

Aus den speziellen Vorschriften, welche dieser Altersstufe erteilt werden, seien einige Bemerkungen über das Leben außerhalb des Hauses herausgegriffen. Gemäß der freieren Bewegung, deren sich das junge Mädchen in Italien gegenüber dem französischen erfreut, billigt es die Verfasserin zwar z. B. vollkommen, daß eine junge Dame, wenn sie in Begleitung ihrer Mutter Besuche abstattet, nicht nur auf Fragen antwortet, sondern sich selbständig und zwanglos an der Unterhaltung beteiligt; andererseits jedoch kann sie nicht umhin, die strikte Beobachtung der ihr selbst heuchlerisch erscheinenden Sägung einzuschärfen, daß sich ein junges Mädchen wohl hüten möge, sich bei Freunden des Hauses nach deren Söhnen, Brüdern oder Schwägern zu erkundigen, falls dieselben noch in jüngeren Jahren stehen, und ihre Fragen auf die weiblichen Familienmitglieder, die alten Herren, die Gatten und Kinder beschränke. „Wie geht es Ihrem Herrn Vater, Ihrer Frau Mutter?“ sind beiläufig bemerkt diesem modernen Galateo unhaltbare Ausdrucksweisen, für die bei gleicher gesellschaftlicher Stellung „Ihr Papa, Ihre Mama“ einzutreten hat, während Höhergestellten gegenüber die Bezeichnung des verwandtschaftlichen Verhältnisses wegfällt und es einfach heißt: „Wie befindet sich der Graf, die Marquise, der Präsident?“ u. s. w.

Anstatt der früher üblichen Enthaltensamkeit bei Tafel wird den jungen Damen im vorliegenden Buche ein fröhliches Mitgenießen zugestanden und alle Zimperlichkeit entschieden widerraten. Für den Theaterbesuch erzählt die Signorina die Anweisungen: nie defolletiert, wenig Geschmeide, möglichst Beschränkung auf Blumen; „der Diamant“, lautet der hinzugefügte Trost, „hat übrigens nur einen konventionellen Wert, die Blume dagegen ist etwas wirklich Schönes; die Künste haben stets die Blumen nachgeahmt, Brillanten nur der Handel, der auf die Eitelkeit spekuliert.“ Nicht einmal die Uhrrette soll ein Fräulein tragen, das alle Regeln der Konvenienz erfüllen will, da dies ein Schmuck, den sie von ihrem Bräutigam erhalten soll und dem daher eine symbolische Bedeutung innewohnt.

Die französische Kultur, heißt es gelegentlich der Ballvorschriften, macht aus dem jungen Mädchen eine stumme Puppe, ein abgezurrtetes, unbedeutendes Wesen, eitel Künstelei; die Engländerinnen sind streng, kalt, launisch, die Amerikanerinnen emanzipiert, die Deutschen frei. Die Italienerinnen haben lebhaften Geist, bewegliche Einbildungskraft, sind leicht begeistert und mitteilbar; sie zu Automaten herabsetzen zu wollen, die nach fremden Vorbildern gemodelt sind, wäre eine Entweihung, eine Lüge; sie mögen sich geben, wie sie sind, natürlicher Sinn und natürliches Taktgefühl soll sie leiten.

Die verbreitete Ansicht, daß die romanische Lebensauffassung im allgemeinen an einer gewissen Oberflächlichkeit leide, findet keinesfalls eine Stütze an den Bemerkungen, welche die Marchesa Colombi dem reiferen Jungfrauenalter und dem noch vorgerückteren der „zitellona“ widmet. Ein weibliches Wesen von 25 Jahren, rät sie, kleide und gebe sich, wie es ihre Entwicklung, ihr größerer Ernst, ihre Erfahrung erfordern, und sie wird einen interessanten und liebenswürdigen Eindruck hervorrufen und ein ganzes Pensionat von jungen Mädchen in Schatten stellen können. Mit dreißig Jahren muß ein Fräulein unbedingt auf die Vorrechte der letzteren verzichten und, ohne emanzipiert zu erscheinen, in Kleidung und Lebensweise einer verheirateten Dame gleichen. Des Tanzens sich enthaltend, erlerne sie dafür die üblichen Spiele, um nötigenfalls unter den älteren Gliedern der Gesellschaft eine Lücke ausfüllen zu können; steht sie allein, wird sie sich genau wie eine Witwe verhalten, kann Besuche empfangen, Einladungen ergehen lassen, feste Theebende bei sich einführen; Konversation und Theater sind für sie die angemessensten Unterhaltungen.

Fremdartig wirkt auf ausländische Leser manches, wo vom Brautstande die Rede ist. Stellt hier die italienische Sitte doch weit strengere Regeln auf, als sie unter unseren Breiten graden üblich. Nie darf die Italienerin ihren Verlobten allein empfangen; der Verkehr mit ihm hat sich fern von allen Vertraulichkeiten in den Grenzen eines rein freundschaftlichen Verhältnisses zu bewegen; als Anrede dient das förmliche „Sie“, denn eine Verlobung kann sich ja auflösen, und wie soll man, fragt die weitblickende Veraterin, ohne Erörten und Verwirrung einem Manne, den man „du“ genannt, als einem Gleichgiltigen begegnen?

Nur zu berechtigte Bedenken erregt auch ihr dagegen der landesübliche Brauch, die Ausstattung und die Hochzeitsgeschenke der Braut zur Besichtigung seitens der Verwandten und Bekannten auszustellen, was nicht allein zu ungeraten Vergleichen Anlaß giebt, sondern auch oft zu materiellen Opfern nötigt, welche die Leistungsfähigkeit der Schenkgeber übersteigen und wohl gar bittere Gefühle gegen die Beschenkten erwecken.

Nicht unerwähnt bleibe, daß die Sitte der Hochzeitsreisen an der Verfasserin eine warme Fürsprecherin findet; auf der Reise lernt das junge Paar sich kennen und schätzen bei tausenderlei Anlässen. Wie wird sich dieses Wesen, das immer in Behaglichkeit dahinlebte, den Beschwerden der Reise anpassen? Wird es die Mühsale der langen Wanderungen, der beständigen Kirchen- und Museenbesuche bezwingen? Und seine künstlerischen Neigungen? Was wird es sagen zu diesem Gemälde, zu jener Statue? Welchen Eindruck wird ihm jenes Musikstück, jenes Schauspiel nachrufen? Wie wird es reden im freien Erguß intimen Beisammenseins? Wird es die Schönheiten der Natur verstehen und genießen? Wird es Momente begeisterter Erhebung, glühender Bewunderung haben und jene gütige Nachsicht, die sofort die gute und schöne Seite jeder Sache wahrnehmen läßt? Wird es Beobachtungsgabe besitzen, kritische Einsicht, nachgiebigen Charakter?

Von den vielen guten Ratschlägen, welche die verheiratete Frau erhält, können nur wenige hier Platz finden, so interessant auch vielfach die Ausführungen über Gastmähler, Familienbälle, Land- und Badeaufenthalt u. s. w. sein würden. Im Hinblick auf den stark entwickelten Hang zur Bequemlichkeit, dem viele italienische Damen in ihren vier — allerdings oft so heißen — Wänden zu huldigen pflegen, erscheint die Mahnung keineswegs überflüssig, auch daheim das Äußere nicht zu vernachlässigen. Ihrer Vorliebe für drastische Veranschaulichung folgend, schildert die Verfasserin hübsch und erbaulich, wie sie





Der Erzherzogin Marie Valerie  
zu ihrem Hochzeitstage.

Nun wirf ihn ab den Trauerschleier,  
O Kaiserhaus! — Von schwerem Leid  
Aufatme wieder tiefer, freier,  
Und öffne deine Brust der Freud'!

Der Freund' an wonnereichem Feste,  
Der Freund' an deines Kindes Glück!  
Dein Töchterlein, das liebste, beste,  
Bringt schöne Zeiten dir zurück!

In ihrer Jugend holder Blüte,  
Verklärt von bräutlich sel'ger Luft,  
Des Himmels Frieden im Gemüte,  
Sinkt still sie an der Eltern Brust.

Da tau't auf ihre Stirn hernieder  
In Thränen heißer Segenslaut,  
Es kam — es kam die Freude wieder,  
Du brachtest sie, geliebte Braut!

Zieh' hin mit diesem reichen Segen  
An deines edlen Gatten Hand,  
Dir folgt auf deines Lebens Wegen  
Mit stillem Gruß dein Volk, dein Land!

einst gegen Mittag eine junge Frau besuchte, die ihr in losem Hausgewand und Pantoffeln — „recht niedlich, aber doch Pantoffeln“ — entgegentrat.

„Dein Mann kommt nicht zum Essen?“ frug ich sie.

„O ja, in wenigen Minuten.“

„Und du setzt dich in dieser Verfassung zu Tische?“

„Verzeihen Sie, Großmutter, ich ahnte nicht das Glück Ihres Besuches; zu Hause, wissen Sie — wir sind ja nur unter uns...“

„Zu Hause! ... Nur unter uns! Nur! Du und dein Mann? Aber dein Haus ist dein Königreich, dein Gatte ist deine Welt! Was hast du davon, wenn die Leute, die du besuchst und die dir auf der Straße begegnen, dich schön finden? Nichts. Doch wenn dein Mann dich schön findet, wenn du ihm gefällst, gewinnst du seine Liebe, das Glück deines Lebens.“

Es hätte viel Verlockendes, auf die ausführlichen Fingerzeige bezüglich des Briefwechsels und der Visitenkarten näher einzugehen, bei denen beiläufig entschiedene Stellung gegen den französischen Brauch genommen wird, auch den Vornamen der Frau durch den des Gatten zu ersetzen, desgleichen auf die feinsüßlichen Betrachtungen über die Pflichten und die Stellung alter Damen, „deren einzige, stets sich gleich bleibende und immer schöne Mode die Würde ist“, und welche „einfach gekleidet, zehn Jahre jünger, nach der Mode gekleidet, zehn Jahre älter erscheinen“; allein der zugemessene Raum zwingt zur Beschränkung, und so möge es nur noch gestattet sein, in Kürze des Schlusssatzes zu gedenken, das sich unter der Ueberschrift „Worte in den Wind“ an die Männerwelt wendet. Mit einem Anflug feiner Ironie weist unsere pseudonyme Marchesa die Absicht von sich, das stärkere Geschlecht zu hofmeistern, kann sich indes doch nicht enthalten, verschiedenen Auswüchsen der Gegenwart, dem Mangel an gesellschaftlicher Opferwilligkeit und den philisterhaften Gewohnheiten zahlreicher Adamsöhne

einige Seitenhiebe zu versetzen. Auf rückhaltlose Zustimmung wird sie, nicht bloß in ihrem Lande, bei allen billig Denkenden mit Aussprüchen, wie den folgenden zählen dürfen: „Wenn jeder als ein Ehrenmann in jeder jungen Dame die künftige Gattin eines anderen achten wollte, so würde niemand später von boshaften Schwägern zu hören brauchen, daß ein anderer die seinige nicht achtete“, oder wenn sie von dem Manne fordert, daß er die kleinen Dienste, die seine Frau ihm leistet, nicht als schuldigen Tribut, sondern als ebensovielen Gunstbezeugungen auffasse, für die sich wohl ein Dank geziemt, und die Umgangsformen zwischen Eheleuten mit dem goldenen Worte normiert, daß Liebe und vertraulicher Verkehr nicht von der Pflicht der Höflichkeit entbinde.

Echt südländisches Temperament spiegelt sich wieder in der Beurteilung derjenigen Männer, welche die Gleichgültigkeit gegen ihre Frauen mit dem Vorgeben zu beschönigen suchen, daß sie dieselben zu hoch achten, um ihren Wandel im einzelnen zu bewachen. Diese Gattung „Achtung“ empört die heißblütige Verfasserin im Sinne aller ihrer Mitschwesterin. Man glaubt einen heißen Zornblitz aus nachtschwarzen Augen zu belauschen, wenn man die von kaum verhaltenem Groll erfüllten Worte liest, mit denen die Marchesa sich an die allzu „achtungsvollen“ Männer wendet: „Die Frauen haben ihre Eigenliebe; sie ziehen einen Othello, der sie erdroffelt, einem sanftmütigen Manne vor, der sie auf solche Weise achtet.“

Schon aus den wenigen Proben, die wir im Vorstehenden gaben, erhellt wohl zur Genüge, daß das Werk der italienischen Schriftstellerin ein höchst gehaltreiches und interessantes, und daß es angelegentlich den deutschen Damenkreisen empfohlen werden darf, die, mit der schönsten Tochtersprache des lateinischen Idioms vertraut, ein unmittelbares, lebendiges Bild von den heutigen Lebensanschauungen jenseits der Alpen gewinnen möchten.



Eine Hochzeitgabe für Ihre K. und K. Hoheit die Erzherzogin Marie Valerie von Oesterreich.  
(Bildermappe mit Ansicht von Schloß Heidelberg und Fisch, Aquarelle von Fritz Grottemeyer.)





Im Erzhade. Gemälde von Ernest Ange Duez.

ried-  
loß  
Den-  
fol-  
als  
ame  
hten  
von  
hen,  
ach-  
anne  
die  
schul-  
viele  
sich  
llm-  
mit  
daß  
nicht  
nde.  
ment  
lung  
eich-  
dem  
ß sie  
hren  
Diese  
abli-  
hrer  
sien  
zu  
ver-  
mit  
allzu  
Die  
ehen  
inem  
auf

oben,  
schelt  
der  
schst  
daß  
men-  
mit  
atei-  
ittel-  
igen  
lpen



## Ein neuer Komponist.

Novelle von Berthold Paul Förster.

(Schluß von S. 314.)

Nachdruck verboten.

Seit jenem Abende war Roberti ein anderer geworden. Daß seine Veränderung mit der armen bleichen Frau in irgend einem Zusammenhang stehe, brauchte selbst Susanne niemand erst zu sagen. Ihr Herr that ihr von Herzen leid, und manch liebes Mal saß sie in ihrer Küche mit gefalteten Händen und stellte es dem lieben Herrgott so recht eindringlich vor, ob er's in seiner Weisheit am Ende nicht auch für besser halte, daß die blasse Person einmal wiederkäme; etwas Unrechtes könnt's doch unmöglich sein, da es dem Herrn Roberti gewiß eine große Freude sein werde.

Freilich sah die gute Frau nur die äußerlich mit ihrem Herrn vorgegangene Veränderung und diese allein beunruhigte sie auch nur. Er ward allmählich stiller und ruhiger, lief nicht mehr erregt in seinem Zimmer auf und ab und redete nicht mehr heftige, unverständliche Worte. Und doch tobte es in seiner Seele mehr denn je, aber nicht wie früher, mit leidenschaftlichen Vorwürfen gegen andere, die ihm das Leben verbittert hatten, sondern mit stummer Selbstanklage, mit jenem Mitleid, das keine Worte mehr hat, aber wie ein tiefer, nagender Schmerz die Seele erfaßt. Er hatte gegen die Tote gekämpft. Und wenn er sonst in der Dämmerstunde alle Dämonen selbst heraufbeschwor, so erfaßte ihn jetzt ein Zittern und Zagen vor der bleichen Gestalt, die er immer und immer wieder über seine Schwelle treten sah, die bei ihm vergebens um Verzeihung geselcht, um dann verzweifelt hinauszueilern zu der Toten! In solchen Augenblicken glaubte er Gabrielens Stimme zu hören, als rief sie: „Mutter, Mutter, er hat mich von sich gestoßen — nun erbarme du dich deines unseligen Kindes!“

Und vor ihm stand das geliebte Bild seines Weibes, aber todtraurig, bleich und gramvoll, wie jene Bettlerin — sein Kind. Dann eilte er hinaus auf den Flur und rief: „Susanne, Susanne, bringen Sie Licht — Licht —“

Und wenn die Alte angetrippelt kam und die Lampe auf den Schreibtisch oder den Flügel setzte, so nickte er ihr dankbar zu, redete auch wohl zuweilen ein freundliches Wort mit ihr. Einmal aber fragte er sie, ob sie Kinder habe.

„Ein Mädel hatte ich, Herr Roberti, ein gar liebes Ding; aber schon nach sechzehn Jahren, als die Cholera in der Stadt hauste, mußte ich sie wieder hergeben,“ sagte die Alte, und die Thränen liefen ihr über die runzeligen Wangen.

Er reichte ihr die Hand, konnte jedoch kein Wort hervorbringen und wandte sich ab. Sie verstand sein Schweigen: er hatte ein gutes teilnehmendes Herz. Seine Gedanken würde sie freilich nicht verstanden haben, denn er beneidete die alte Frau um ihre reinen Thränen.

Nach geraumer Zeit fiel es Susanne auf, daß jenes geheimnisvolle Paket mit den großen roten Siegeln, das, solange sie den Schreibtisch abstaubte, immer auf derselben Stelle gelegen, verschwunden war. Oftmals hatte sie dasselbe Paket neugierig betrachtet, auch wohl versucht, die Inschrift der großen Siegel, welche ihr immer eine Art Ehrfurcht einflößten, zu entziffern, was ihr nach vieler Mühe freilich nur zum Teil gelungen wollte. Da sie jedoch die Worte „Königl. General“ ganz deutlich erkannt hatte, so war ihre Neugierde in der Hauptsache befriedigt; nur konnte sie nicht begreifen, was ihr Herr mit einem General, überhaupt mit militärischen Dingen zu thun habe.

Ebenso mußte es ihr auffallen, daß Roberti, was er sonst nie gethan hatte, beim Nachhausekommen wiederholt fragte:

„Nichts mit der Post gekommen, Susanne?“

Briefe kamen wohl ab und zu, und doch fragte Roberti immer wieder. Susanne betrachtete mit größter Sorgfalt jedes ankommende Schreiben, ob nicht endlich der General wieder geschrieben habe, denn daß ihr Herr gerade auf diesen Brief warte, schien ihr außer Frage zu stehen. Eines Tages sollte Susanne auch die Freude haben, daß von dem vermeintlichen General eine Sendung anlangte, zwar war es kein Brief, sondern wieder jenes geheimnisvolle Paket, die Alte erkannte es sofort an den großen Siegeln; aber Herr Roberti schien gar nicht sonderlich erfreut darüber. Nach kurzer Zeit indes verschwand das Paket wieder, um dann noch öfter zu kommen und zu verschwinden, und Roberti fragte immer wieder, ob nichts mit der Post gekommen sei.

Einmal jedoch schien der ersuchte Brief gekommen zu sein, denn Susanne hörte ganz deutlich wie Roberti freudig ausrief: „Endlich, endlich, also soll ich es doch erleben! Ja, du hast recht prophezeit, mein gutes Weib —“

Dann aber war es plötzlich da drinnen so unheimlich still geworden, daß die Alte nicht umhin konnte, ihr Ohr lauschend an das Schlüßelloch zu legen. Als sie ihren Herrn tief und schmerzlich aufseufzen hörte, öffnete sie vorsichtig die Thür, denn sie fürchtete, ihm sei ein Unglück zugestoßen. Da saß er an seinem Flügel, hatte das Gesicht in die Hände gesenkt und weinte, und vor ihm auf den Tasten lag der geöffnete Brief.

Behutsam schloß Susanne wieder die Thür und schlich trübselig in ihre Küche zurück. „Der alte verdammte General,“ seufzte sie, „nun ist's doch wieder nichts, und er hatte sich schon so gefreut!“

Robertis Oper war von der königlichen Generalintendantur der Residenz, die sich das Manuscript zur Einsicht erbeten hatte, zur Aufführung angenommen worden, und der Intendant zeigte ihm dies durch ein äußerst schmeichelhaftes Handschreiben an. Diesen günstigen Bescheid erhielt Roberti viel früher, als er ihn erwarten konnte. Während sonst Monate darüber verstrichen, bis man ihm antwortete, war er dieses Mal kaum vierzehn Tage nach der Einlieferung seines Werkes bereits im Besitze der günstigen Nachricht. Es wollte ihn fast bedünken, als habe er beim Intendanten Fürsprache gehabt; aber er zerbrach sich vergeblich den Kopf, von wem solche ausgegangen sein könnte. Der Intendant fügte seiner Mitteilung hinzu, daß die Primadonna, Frau Bertina, außergewöhnliches Gefallen an dem Werke finde und bereits eifrig damit beschäftigt sei, ihre Partie einzustudieren.

Zwar dauerte es immerhin noch einige Monate, bis die Oper endlich ihre erste Aufführung erlebte; doch war der Erfolg dann ein voller, durchschlagender, der Robertis künftige Hoffnungen überstieg. Schon hatten verschiedene Theater das Recht der Aufführung erworben, und zahlreich und dringend waren

die Einladungen, welche an den Komponisten ergingen, den Aufführungen seines Werkes persönlich beizuwohnen. Roberti konnte sich nicht dazu entschließen, er lehnte alle Einladungen dankend ab. Vor allen hatte der Intendant der Residenz um Robertis Erscheinen in geradezu herzlicher Weise gebeten, und überbandte ihm gleich nach der ersten Aufführung einen Lorbeerkrantz, und zwar im Auftrage der Frau Bertina, welche denselben erhalten hatte, und Roberti durch den Intendanten bitten ließ, diese Spende als ein Zeichen ihrer Verehrung anzunehmen, da sie ihre Erfolge einzig und allein dem Komponisten verdanke. Roberti schüttelte erstaunt den Kopf über diese ebenso unerwartete, wie seltsame Huldigung, nahm sie aber mit freundlichem Danke entgegen, und als es Abend wurde, trug er den Kranz hinaus auf den Friedhof. Lange stand er am Grabe seines Weibes und blickte sehnsüchtig in den klaren Abendhimmel hinein; und über den dunklen Kronen der Linden, welche den Gottesacker umstanden, stieg langsam der Abendstern empor in das reine Blau des Aethers.

Als das leuchtende Gestirn in seiner holden Reinheit zu dem einsamen Manne herunterstrahlte, wollte es diesen bedünken, als habe er den Abendstern seit dem Tode der unter dem friedlichen Hügel Schlummernden nie so hell und leuchtend gesehen. Sollte ihm das ein Zeichen sein, daß seiner noch die fröhliche Erfüllung längstentsehnter Hoffnungen harre? Abendstern und Morgenstern, er ist ja eine und dieselbe himmlische Erscheinung. Und das Glück, dem wir in der Jugend entgegenzusehen, ist es weniger Glück, wenn es erst am Abend unserer Tage sich uns freundlich zuneigt? Vielleicht, wenn zwischen dem Morgen und Abend ein heißer Tag lag, der auf unser Denken und Empfinden nicht ohne klärenden Einfluß bleiben konnte, geben wir dem Glück einen andern Namen — gleichwie demselben Sterne, der uns am Abend wie am Morgen in gleicher Schönheit erfreut.

Wohl zog es Roberti oftmals mit fast unwillkürlicher Gewalt, sein Werk zu hören, jenen Augenblick zu genießen, von dem ihm sein Weib prophetisch gesprochen. Aber ihre Verheißung konnte sich ja nur halb erfüllen, das beste Teil fehlte — fehlte durch seine Schuld! Am Herzen seines Kindes sollte er der Verstorbenen gedenken und dann — dann würde sie ganz selig sein. O, wie brannten diese letzten Worte seines Weibes jetzt bitter in seiner Seele; ihm war es, als habe er die Tote um das höchste, reinste Glück betrogen.

Während sein Name sich mit Ruhm bedeckte, während man ihm Weibrauch streute und auch der klingende goldene Lohn seines Schaffens nicht ausblieb, irrte sein Kind einsam und verlassen umher, arm und elend! Der Gedanke erfaßte ihn mit wilder Verzweiflung, und Susanne stand manch liebes Mal in tausend Ängsten horchend an seiner Stubenthür. Eines Abends jedoch, als sie ihm wieder seine Lampe bringen mußte, sagte sie sich ein Herz und wollte ihm einmal ins Gewissen reden. So blieb sie denn zögernd neben seinem Schreibtische stehen, zupfte verlegen an ihrer Schürze und hüftelte. Und wie er sie ansah und fragte: „Nun, Susanne?“ da begann sie, daß eine Nachbarin ihr vor einigen Tagen erzählt habe, Herr Roberti hätte eine sehr schöne Musik gemacht, die überall in den Theatern gespielt werde, und die Nachbarin habe ihr auch eine Zeitung gezeigt, darin wäre schwarz auf weiß gedruckt gewesen — sie habe es mit ihren eigenen Augen gesehen — daß ihr Herr Roberti ein berühmter Mann sei. Aber alle Leute seien erstaunt, daß ihr Herr sich seine Musik nicht selber anhöre, und darüber müßte auch sie, Susanne, sich wundern. „Und,“ so schloß sie ihre Rede, „die selige Frau würde sich auch gewiß wundern, das heißt, wenn sie noch lebte.“

„Wer?“ rief er zusammenfahrend und ergriff die Alte am Arme.

„Die selige Frau, Herr Roberti,“ wiederholte sie erschrocken. Tief aufseufzend ließ er Susannens Arm los und winkte ihr schweigend, das Zimmer zu verlassen.

Es war das erste Mal, so lange Susanne bei ihm im Dienste stand — und das waren beinahe schon vier Jahre — daß er sie angefahren und sogar bedrückt hatte, das Zimmer zu verlassen. Still und bedrückt schlich sie im Hause umher, und selbst als Roberti am nächsten Tage wieder freundlich, vielleicht noch freundlicher als sonst, mit ihr redete, konnte sie nicht wieder froh werden. Wie glücklich aber wurde sie, als Roberti nach ungefähr acht Tagen sie in sein Zimmer rief und sagte: „Susanne, Sie haben mir neulich einen guten Rat gegeben, dafür habe ich Ihnen noch nicht einmal gedankt —“

„O, Herr Roberti,“ fiel sie ihm ganz verschämt ins Wort, und er fuhr fort:

„Ich will ihren Rat befolgen und noch heute morgen abreißen, um mir meine Oper anzuhören, weil Sie's so gut gemeint haben und — meine selige Frau ebenso gesprochen haben würde.“

Wenige Stunden später reiste Roberti in die nahe gelegene Provinzialstadt, wo er kurz vor dem Beginn der Vorstellung zur nicht geringen Ueberraschung des Direktors eintraf. Als kundiger Geschäftsmann trug letzterer sofort Sorge dafür, daß das Publikum durch die Logenschließer und sonstiges Personal von der Anwesenheit des Komponisten unterrichtet wurde, während er diesem mit gerechtem Stolz die Mitteilung machte, daß es ihm gelungen sei, die Primadonna der Residenz, Frau Bertina, für diese Erstaufführung zu gewinnen. Roberti war erfreut, die Hauptpartie seiner Oper von der ersten Sängerin gesungen zu hören, und es drängte ihn, sich derselben vorzustellen, da sie ihm bereits durch den Intendanten eine, wenn auch befremdende, so doch liebenswürdige Aufmerksamkeit erwiesen hatte.

Der Direktor beeilte sich Robertis Wunsch zu erfüllen, kehrte jedoch nach wenigen Augenblicken mit bestürzter Miene zurück und benachrichtigte ihn, daß Frau Bertina, als er ihr die Ankunft des Komponisten und seinen Wunsch, sie zu sehen, mitgeteilt, von einem plötzlichen Schwindelanfall erfaßt worden sei. Zwar habe sie energisch gegen die Hinzuziehung eines Arztes protestiert und sofort erklärt, daß sie sich wieder ganz wohl fühle und keinen sehr heftigen Wunsch habe, als dem Komponisten gegenüberzutreten und ihm die Hand zu reichen. Trotzdem aber lasse sie Herrn Roberti herzlichst bitten, ihre Begegnung bis nach der Vorstellung hinausschieben zu dürfen, weil sie noch der Ruhe bedürfe.

„O, mein hochverehrtester Freund,“ schloß der Direktor schmunzelnd seine Rede, „die Bertina ist entzückt, Sie zu sehen; fast hätte man glauben können, daß die Nachricht von Ihrem plötzlichen Erscheinen so überwältigend auf sie wirkte.“

Roberti lächelte trübe; dann ertönten aus dem Orchester die ersten Klänge der Ouvertüre.

Nach dem ersten Akte zog sich Frau Bertina, nachdem sie verschiedene Male vom Publikum gerufen worden war, sofort in ihr Ankleidezimmer zurück, weil ihre Rolle eine Veränderung ihres Kostüms verlangte.

Als nach dem folgenden Aufzuge Roberti zum erstenmale vor dem ihm huldigenden Publikum gestanden und die Gardine sich wieder gesenkt hatte, war er einen Augenblick wie betäubt. Bald aber ermannte er sich, und da fiel ihm wieder ein, wie großen Dank er der Sängerin schuldet, deren seelenvollem Vortrage und dramatischer Begabung er nicht zum wenigsten den durchschlagenden Erfolg seines Werkes zuschreiben habe. Noch klang jeder Ton ihrer glockenreinen Stimme in seiner Seele wieder. Wann hätte der Gesang ihn so ahnungsvollselig gestimmt wie jetzt, wann den Zauber vergangener glücklicher Stunden so mächtig hervorgehoben aus seiner dunklen, schmerzgefüllten Brust, wie an diesem Abend!

Als er sich umwandte, um die Bühne zu verlassen, sah er die gefeierte Sängerin an eine der letzten Coullissen gelehnt stehen und ihre großen dunklen Augen unerbittlich auf ihn gerichtet. Sie stand im Halbdunkel, und er konnte sie nur an ihrem Kostüme erkennen, wie es ihm bis dahin überhaupt noch nicht gelungen war, ihr voll ins Antlitz zu sehen. Wie stimmte doch diese schlanke Gestalt mit den braunschwarzen Locken so ganz zu den Eindrücken, welche er an diesem Abend empfing — ihm war alles wie ein schöner, glänzender Traum, und er mußte wieder an den Abendstern denken, der so strahlend über dem Grabe seines Weibes gestanden hatte. Ein fast jugendlich sehnsüchtiges Verlangen trieb ihn vorwärts, der Sängerin in die Augen zu blicken. Als er sich ihr näherte, verschwand sie, und im nächsten Augenblick schon umringten ihn der Direktor und das Bühnenpersonal, ihn herzlich beglückwünschend.

Er hörte nicht, wie das Publikum von neuem seinen Namen und den der Sängerin rief, bis eine kleine weiche Hand die seine ergriff, um ihn wieder auf die Bühne zu ziehen. Es war Frau Bertina; sie blickte ihn nicht an, aber jauchzend rief sie: „Man ruft uns — uns zusammen!“

Er fühlte ein leises Zittern und wußte nicht, ging es von ihm aus, oder war es der Pulsschlag der kleinen Hand, die ihn erfaßte, welcher sich wie ein heißer belebender Strom bis zu seinem Herzen fortspangte. Doch es blieb ihm keine Zeit zum Grübeln und Denken: schon stand er wieder vor der begehrten Menge, die in ihren Beifallsbezeugungen nicht müde ward. Abermals eilte die Sängerin davon in ihr Ankleidezimmer, und er hörte nur, wie sie daselbst hinter sich verschloß.

Der letzte Akt kam, und mit ihm die letzte große Arie der Bertina.

Roberti stand hinter den Coullissen, regungslos und bleich. Lauschend hielt er den Atem an. War das seine Schöpfung, was die Bertina sang? Konnte er seine Komposition nicht Ton für Ton, und sang sie diese etwa nicht? Wohl — aber er hörte mehr, viel mehr! Ihn mutete ihr Gesang an wie ein längstverschollenes Lied aus der Jugendzeit, dessen Worte und Melodie er vergessen, auf das er sich lange Jahre vergeblich besonnen hatte. Er hielt die Augen geschlossen und wagte kaum zu atmen.

Als aber der letzte Ton verklungen war und er die Augen aufschlug, stand die Sängerin wenige Schritte von ihm entfernt, und er sah in ein Paar tiefe, seelenvolle Kinderaugen. Glänzende Thränen stiegen in diesen Augen empor und rollten langsam über die bleichen Wangen. Bittend hatte die Sängerin die Hände erhoben, und Roberti starrte sie an, wie eine überirdische Erscheinung. Als sich aber ihre Hände langsam auseinanderlösten und sich ihm stehend entgegenstreckten, da quoll es aus seiner Brust hervor wie ein erlösender Schrei: „Gabriele, Gabriele!“

Und im nächsten Augenblick lag er in den Armen seines Kindes. Gabrielens Thränen tropften ihm warm auf Haar und Wangen, und ihre schönen Lippen neigten sich zu ihm herab und küßten ihm das Wort vom Munde: „Verzeihung!“

## Dilettanten-Arbeiten.

Nachdruck verboten.

### Holzbrandmalereien.

Die Arbeiten in Holzbrand erfreuen sich einer immer steigenden Beliebtheit, sodaß ich an dieser Stelle noch einmal ihrer Erwähnung thun möchte, besonders da ihre Verwendung eine so ungemein vielseitige ist. Neuerdings hat sich diese Art der Ausschmückung sogar ihren Platz in der Küche erobert, denn ich sah kürzlich der glänzenden Ausstattung einer jungen Hausfrau einen mit Brandmalerei geschmückten Kochlöffel zugesellt, dessen Holzlöffel, Kellen u. s. m. sämtlich mit „Stumpf und Stiel“ durch Holzbrandmalereien verziert waren. Die Ausschmückung bestand aus kleinen dunkelgebrannten Herzen, Kreuzen und Punkten, aus leichten Ornamenten und dergl. mehr. Eine fleißige und geschickte Hand kann sich mit Hilfe der Brandmalerei einen Erwerbszweig schaffen, denn unendlich reich ist das Arbeitsfeld. Weiben wir vorerst noch in der Küche, so finden wir hier noch ein paar hübsche Fleischtretchen mit Brandmustern verziert, und es fällt uns ein Brotteller auf, welcher, von Ornamenten umgeben, auf seinem Rande die Worte „Unser täglich Brot gib uns heute“ in großen ausdrucksvollen Holzbrandbuchstaben trägt. Selbst der „Aepfelforb“, aus breitem Bastgeflecht hergestellt, ist den kunstgeübten Händen einer Holzbrandmalerin verfallen und zeigt ein einfaches, aber ausdrucksvolles Linienornament, das von weitem wie eine mit dicker brauner Wolle ausgeführte Stickerei wirkt. Auch ganz ungeübte Hände vermögen solche Arbeiten auszuführen, und diese haben den Vorteil, nie aufdringlich zu wirken, wie etwa eine von ungeübter Hand ausgeübte Malerei, vielmehr wirken sie durch ihr altertümliches Aussehen anspruchslos und harmonisch. Aus der Küche in das Entree tretend, sehen wir dort ein paar Küchenstühle, mittelst Holzbrandmalerei in zwei allerliebste Schmuckstücke umgewandelt. Diese Stühle, aus Lindenholz gefertigt, erhält man schon für den Preis von 2 Mk. 50 Pf. vom Tischler. Zur Verzierung derselben eignen sich am besten großblumige Muster aus Mohn- oder Sonnenblumen, da das Holz sehr weich und infolge dessen die Zeichnung schwieriger darauf herzustellen ist. Je härter das Holz, desto leichter läßt sich darauf arbeiten, daher weiches Holz nur mit leichten Blumen-



ranken und dergl. zu verzieren ratfam ist. Sehr gute Vorlagen dieser Art findet man unter den Majolikamalereien von W. Wundahl, Drews und dergl. Für schwierigere Arbeiten, Figuren und Ornamente liefert M. Vandien vorzügliche Bilder und diese sind wohl in jeder größeren Kunsthandlung käuflich (Berlin, Fr. Spielhagen, sowie Ketz und Meiners). Ferner eignen sich namentlich für sogenannte Bauernstücke mit zwei Platten sehr gut die Malvorlagen mit Vogelabbildungen, die man in jedem größeren Papiergeschäft findet. Ein leichter Blumenzweig, eine Ranke von wildem Wein, darin ein Nestchen und flatternde und sitzende Vögelchen auf den Zweigen, alles das auf eine viereckige oder runde Platte gezeichnet, gebrannt und ganz leicht mit bunten Wasserfarben ausgemalt — und man erzielt „mit geringer Arbeit eine große Wirkung“; versuchen's meine Leserinnen nur einmal. Die äußeren Konturen müssen recht tief gebrannt werden, die inneren Schattentöne feiner. Durch den tiefen Brand erhält das Holz stellenweise einen feinen braunen Ton, welcher in die Farbe als schöner Schatten hinüberspielt und allzubunte Töne zart mildert. — Wir treten nun in das mit Eichenholz verzierte Wohnzimmer und freuen uns der harmonischen Wirkung, welche hier durch Holzbrandmalerei in Verbindung mit dem feinen Ton des Möbelholzes erzielt ist. Die Thüren des Büfets sind mit altdeutschen Figuren nach Holzvorlagen von M. Vandien verziert. Statt derselben kann man auch Geflügeleinlagen (nach Vorlagen in Druck von Ketz u. Meiners zu beziehen) wählen. Ein Bauernstück mit zwei Platten wirkt sehr hübsch und bildet mit zwei reichverzierten und dunkelgebeizten Bauernstühlen ein gemütliches Eckchen. — Der Tisch trägt auf seiner

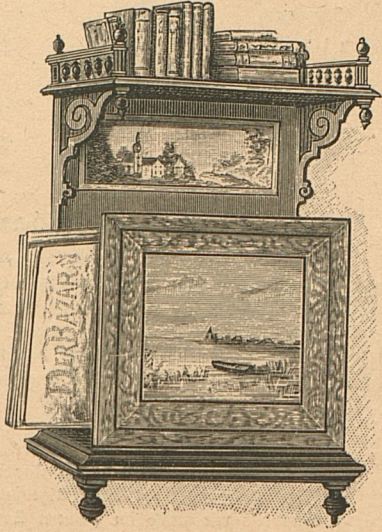


Fig. 1. Zeitungsmappe.

oberen Platte einen Zweig von wilden Rosen, darin ein Nestchen und ein flatterndes Vögelchen. Von oben ragt ein Schlehdornzweig hinein, besetzt mit Striegeln und Blaumeisen. Das ganze ist gebrannt und dann ganz zart mit Aquarellfarben bemalt, und zwar so, daß der Holzton stets als höchstes Licht stehen bleibt. Die untere Platte trägt ebenfalls einen Zweig mit Vögeln. Die Stühle sind auf ihrer Lehne mit aufsteigenden Figuren, umgeben von Ornamenten, verziert, der Sitz ist mit einem Blätterkranz von Lorbeer ausgefüllt. Das Muster ist

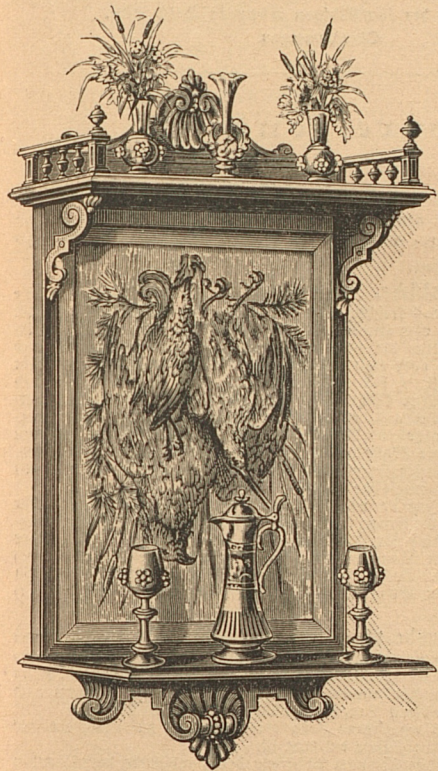


Fig. 2. Gefirnissettchen.

einem Chorgestühl nach italienischen Motiven aus der Mappe von „Meiners Ornamentensatz“ entlehnt, welcher die allerbesten Vorlagen für Holzbrandmalerei liefert. Die Stühle bestehen aus Eichenholz und sind ganz dunkel gebeizt. Man nimmt hierzu Nußbaumbeize, welche einen der Sepia ähnlichen Ton hat. Mit Sepia die Holzbrandmalereien zu schattieren, wirkt ebenfalls sehr gut, für rötliches Holz nimmt man eine wässrige Lösung von übermanganäurem Kalk zum Schattieren und Beizen. Je nach Stärke der Lösung kann man das Holz heller oder dunkler färben. Außerdem liefert jeder Tischler gute Beizen oder weiß wenigstens die Bezugsquellen für dieselben anzugeben. Das Holz nach dem Brennen zu polieren ist nicht ratfam; man überziehe es vielmehr mit französischem Firnis und, nachdem dieser trocken, bohne man mit in Terpentinöl aufgelöstem Wachs, indem man mit reiner Bürste oder den Fingern die Wachsfalbe gleichmäßig und ganz dünn verreibt. Man kann diese Arbeit auch der geübten Hand des Tischlers überlassen.

Begleiten mich meine Leserinnen nun noch in das Wohnzimmer, so werden wir auch hier durch schöne Holzbrandmalereien überrascht. Ueber den beiden dunkelbraunen Thüreinschlüssen ist eine große Thüreinschlüsselung in Holzbrandmalerei angebracht, welche den Raum sehr reich und die Thüren noch höher erscheinen läßt. Die Zeichnung enthält als Mittelstück einen Medaillonkopf — es können auch Reliefporträts dazu Verwendung finden — derselbe ist von einem Frucht- und Blätterkranz umgeben und wird an beiden Seiten von je einem aus einem Blumenornament hervorsprossenden Engel umgeben. Das Ganze ist sehr tief und breit gebrannt, um die Wirkung von weitem zu erhöhen. Eine Zeitungsmappe (siehe Abbildung 1), welche in der Mitte eine Malerei, umgeben von Holzbrandornamenten trägt, zeigt uns, daß wir den Holzbrand auch zur Umrahmung von Bildtafeln gebrauchen können, und ein reizendes Gefirnissettchen (Fig. 2), das in

seiner Mitte ein Geflügelstück in Holzbrandmalerei trägt, dient gleichfalls zur Ausschmückung der Wand. Auch dies kann in seiner Mitte ein gemaltes Bild bergen und nur am Rande und an den Seiten mit Holzbrandmalerei verziert sein. Noch fällt uns ein sehr vornehm wirkendes Bildchen im Plüschrahmen auf. Es ist Brandmalerei auf hellbraunem Leder, mit Delfarben ausgemalt, und stellt einen ein Banner tragenden altdeutschen Landsknecht dar. Das Muster ist dem 8. Hefte des Werkes „Decorative Vorbilder“ (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart) entlehnt, ein Werk, das wegen seiner Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit hier aufs wärmste empfohlen sei. Es bietet farbige Zeichnungen für Holz, Porzellan, Wappen, dekorative Malereien, und regt zum Komponieren an. Der Preis ist ungemein billig, jedes Heft 1 Mark (12 Hefte), enthält 5—6 wertvolle Blätter, Tier-, auch Blumenvorlagen, Figuren, Allegorien u. s. w.

Für Brandmalerei auf Leder, wozu sich namentlich Wappen und altdeutsche Figuren eignen, finden wir hier eine reiche Auswahl. Man wählt zum Brennen am besten das braungelbe Schuhsohlenleder, das in dicken Tafeln verschiedener Größe in jedem größeren Rohledergeschäft zu haben ist. Der Brand wird vortrefflich darauf, die zartesten Schattierungen lassen sich wiedergeben, und mit Gold und Delfarben ausgemalt wirken die Arbeiten unvergleichlich vornehm. Auch kann man das Leder heller und dunkler beizen und die Arbeiten in einer Schattierung halten, doch wirken gerade Delfarben auf dem Leder ganz besonders schön; es eignet sich diese Ausschmückung besonders noch für Sofalederkissen und altdeutsche Stühle mit Lederbezug zc. Noch muß ich darauf aufmerksam machen, daß Cigarrenkisten sich wegen ihres feinen Holzes vorzüglich zur Holzbrandmalerei eignen und in Schmuckstücke umgewandelt werden können. Zu reichlicher Verzierung kann man auch hier Delfarben zu Hilfe nehmen.

Zum Schluß bemerke ich noch, daß ich Paufezeichnungen zu Holzbrandmalereien gegen Einbindung von 6 Mark 50 Pf. für größere, 3 Mark 50 Pf. für kleinere Arbeiten liefere. Zu ersteren gehören Büfettafeln, Stuhlverzierungen, Tischmuster, zu den kleineren Vorlagen für Fleischbretter, Schränke, Kasten u. s. w. Anna von Parpart, Danzig.

### Das Genie und die Frauen.

Von Wilhelm Kells.

Nachdruck verboten.

„Wer ist genial?“ so fragte neulich ein Freund den andern.

„Ein Mann, der ...“

„Da wurde er unterbrochen. Können denn bloß Männer Genies sein? Gibt es nicht auch geniale Frauen?“

Nun, im gewöhnlichen Wortverstande zweifellos. Wir bezeichnen im Alltagsgespräch sehr leicht jemanden, der etwas Außerordentliches gethan hat oder sich durch originelle Gedanken bemerklich macht, als einen genialen Menschen, und solchen Anforderungen genügt natürlich auch eine Anzahl weiblicher Wesen. Aber wenn wir den Begriff schärfer und enger fassen, wenn wir an Personen, wie Goethe oder Bismarck, Kant oder Beethoven denken, dann können doch leise Bedenken daneben auftauchen, ob in diesem höchsten Sinne es Genies unter den Frauen giebt. Eine Entscheidung läßt sich aber bloß aus einer Fregliederung des Begriffes herbeiführen: nur insofern wir wissen, welche Eigenschaften dem Genius zukommen, können wir nachweisen, daß der Frau das Beiwort zu- oder abzupprechen ist. Das letztere freilich ist wiederum so sehr von der individuellen Anschauung über die Anlagen des schönen Geschlechtes abhängig, daß schließlich jeder aus den Thatfachen seinen eigenen Schluß ziehen wird. Allein die Thatfachen an sich sind schon bemerkenswert genug.

Nicht mit Unrecht wird Aufrichtigkeit als eine Grundbedingung des großen Mannes bezeichnet. Bismarck sagt irgendwo in seinen Briefen: er verdanke seine Erfolge dem Umstande, daß er, während die anderen sich über das Wetter des folgenden Tages hin- und herstritten, frischweg so sich entschieden und danach gehandelt habe, wie es ihm ums Herz gewesen sei. Und mit welchem Bewußtsein dieser unvergleichliche Politiker die größte Offenheit in die „verbastardisierte“ Diplomatie — um ein Wort des alten Fritz zu gebrauchen — eingeführt hat, ist bekannt genug. Eben auch Friedrich II. zeichnet sich durch eine schrankenlose Aufrichtigkeit in allen seinen Bekenntnissen aus. Weit entfernt von eitler Selbstbegeisterung, hat er mit grausamer Strenge über sich geurteilt und stets den Regungen seines Seelenlebens unverhohlenen Ausdruck gelassen. Ganz ähnlich nennt Goethe das künstlerische Schaffen ein rückhaltloses Aussprechen innerer Erlebnisse. Sind dazu nun die Frauen überhaupt fähig? Antidöliche Weise schütteln bedenklich die Köpfe: wie die Wurzeln der Bäume nicht aufwärts steigen, heißt es im Niti sastra, so kann keine Frau aufrichtig sein, denn es steht geschrieben, daß ein Kabe eher weiß und die Tausjungpflanze (eine Wasserlilie) eher von einem Felsen aufwachsen, als eine Frau ehrlich sein würde. Noch ungalanter verfährt der Hegenhammer: „Alle Bosheit ist gering gegen der Weiber Bosheit, es geschieht ihnen, was den Gottlosen geschieht.“ In der That hat sich bis in die neueste Zeit die Ansicht erhalten, daß Frauen niemals mit voller Rücksichtslosigkeit Redensarten von ihren Empfindungen ablegen, weil sie immer die Wirkung auf Mit- und Nachwelt im Auge behalten. Die Eitelkeit soll, nach Rochefoucaults Maxime, ein unveräußerliches Kennzeichen der Töchter Ewas sein.

Vielleicht — jedenfalls aber besteht ein anderes Erbeil in der Liebebedürftigkeit — keines Weibes Leben ohne hingebende Liebe. So liebt kein Sohn die Eltern, kein Mann die Frau, kein Vater die Kinder, so wie das Mädchen und die Frau zu lieben vermögen. Der Mann, im öffentlichen Leben stehend, ist von Eoeben erfüllt, das Weib, durch Erziehung und Umgang meist in engere Kreise gewiesen, konzentriert ihre ganze Begeisterungsfähigkeit auf Personen. Das Genie jedoch umfaßt beides: es lebt seiner großen, überpersönlichen, reinmenschlichen Aufgabe, indem es sich in ein persönliches Vorbild versenkt. Man könnte einwenden, daß geniale Männer oft menschensüchtig werden — ich denke beispielsweise an Beethoven — indessen treten solche Stimmungen bloß als Umschlag einer überauswichtigen Liebe auf oder dienen dazu, diese Liebe zu verdecken. In seiner echtweiblichen Liebe bleibt das Genie zeit lebens ein Kind. Hebbel schreibt bald nach dem Tode seines Sohns in das Tagebuch: „Heute war ich in der Bibliothek

des Conservatoirs und las Mozarts Biographie. Ach, mein Max, wie schmerzlich sollte ich an Dich erinnert werden! Da wird von Mozart als Beweis seines tiefen Liebesbedürfnisses erzählt, er habe als Kind jeden Menschen wohl zehnmal des Tages gefragt, ob er ihn auch lieb habe. Das that mein Kind auch, immer noch höre ich sein: magst mich auch heiden? Das L konnte er noch nicht aussprechen, dafür gebrauchte er das H. D, wie tief hat es mich gerührt! Ich sah ihn, ich hörte ihn!“

Kindlichkeit ist ein drittes Merkmal, das genialen Naturen gemeinsam mit den Frauen innewohnt. Kinder besitzen jene Ursprünglichkeit der Naturanschauung, welche Maler und Dichter nicht entbehren können; sie übertragen feiner bekannte Begriffe auf neue Erscheinungen und schaffen sich dadurch einen poetischen Bilderreichtum. Ein Knabe von nicht ganz zwei Jahren, der im Sommer mit seiner Mutter aus Afrika nach Deutschland gekommen war, sah im Winter 1867/68 zum erstenmal Schnee. „Mama!“ rief er, „die Schmetterlinge haften sich in der Luft.“ Ist das nicht ein durchaus künstlerisches Bild?

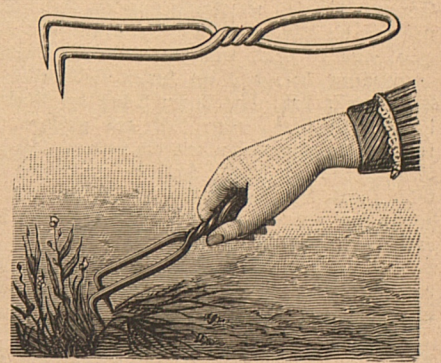
Von vielen bedeutenden Personen wissen wir, daß sie sich den gewöhnlichen Beschäftigungen und Anforderungen des Lebens gegenüber wie Kinder zu verhalten pflegen. Mozart konnte allein nicht essen, sondern ließ sich alle Speisen in kleine Stücke zerschneiden, um dann gelegentlich das eine oder andere Stück in den Mund zu schieben. Hier trennen sich die Eigenschaften bedeutender Männer von denen der Frauen. Die Frau ist durchschnittlich und in ihren vornehmsten Exemplaren ohne Unterchied sehr geschickt in der Verrichtung derjenigen Arbeiten, die der Tag ausnahmslos von uns verlangt, ja sie hat eine unverkennbare Vorliebe für das Gegenwärtige. Frauen vermögen fast nie, augenblickliche Niederlagen ruhig hinzunehmen, um eines entfernten Zieles wegen, sondern sie beschränken sich auf das Naheliegende. Vielleicht bildet Katharina II. eine Ausnahme, sie, die schon vor hundert Jahren die beiden Ziele Rußlands deutlich erkannte und auf Einverleibung Polens, sowie der Türkei lossteuerte; jedoch läßt sich bekanntlich bei Fürstlichkeiten sehr selten ermitteln, wieviel der eigenen Initiative entsprechen ist. Fürst Bismarck hat einmal gesagt, die ganze Diplomatie bestehe darin, die Zukunft als Gegenwart zu behandeln. Nun, diese Gabe ist sicherlich den Männern mehr eigen als den Frauen, was übrigens teilweise an der verkehrten Erziehung unserer Mädchen liegt. Aber auch eine zweite Eigenschaft scheint dem starken Geschlecht vorbehalten zu sein, nämlich die absolute Konzentration auf irgend einen Gegenstand des Nachdenkens. Man hat noch nie von Frauen gelesen, die gleich Sokrates stundenlang unbeweglich gestanden hätten, um einen Gedankenengang zu Ende zu führen, oder gleich Newton gehandelt hätten, der bei der Ausarbeitung der Philosophiae naturalis principia mathematica sich Tage hindurch nicht vom Schreibtisch rührte.

Weil große Gelehrte und Künstler so oft sich völlig in andere Welten einleben, bieten sie häufig das Bild der Zerstreutheit, ja Lächerlichkeit — ein Bild, das man nie an einer geistesgesunden Frau sehen wird. Der Anekdotenvorrat ist in dieser Beziehung schier unergründlich. Von einem der ersten unter den jetzigen Musikern erzählt einer seiner Freunde und Kunstgenossen die folgende niedliche Geschichte. X. war zu einer Versammlung mit Paletot und Chapeau-Claque erschienen, hatte den Hut zusammengeklappt und in die Tasche des Mantels gesteckt. Beim Abschied vermißte er den Hut, nahm einen fremden vom Ständer ab und entdeckte in ihm ein anderes Monogramm. Anstatt dadurch auf seinen Fehler aufmerksam zu werden, folgerte er, daß er auch den dazugehörigen Paletot anziehen müßte, that seinen eigenen wieder ab und schlüpfte — er, ein kleines schwächliches Männchen — in den Havelock eines stattlichen Kollegen. Dann ging er, vergnügt schnurzelnd, von dannen. — Ueber einen wirklich genialen Gelehrten kurzieren in dieser Beziehung die unheimlichsten Gerüchte. Er soll seine eigenen Kinder nicht kennen, er soll beim Frieur nach vollzogener Verkürzung der weißen Locken ernsthaft gesagt haben: „Das ist zu kurz, bitte etwas länger“ — kurz, er soll in der Konzentrierung seiner Gedanken auf die Gegenstände der Geisteswelt so weit gehen, daß er die Objekte der wirklichen Welt ganz aus den Augen verliert. Ein derartiges Sichverlieren scheint den Frauen zu fehlen.

Im großen Ganzen zeigt also ein Ueberblick über die seelische Struktur des genialen Menschen, daß wichtige Elemente derselben Frauen und Männern gemeinsam sein können, einzelne allerdings dem Anschein nach ein Vorrecht des starken Geschlechtes bilden. Wahrlich, wir brauchen uns darüber nicht zu beklagen, denn in den seltensten Fällen wird einem Fröbischen mit der Strahlenkrone der Genialität zugleich die Perle des Glückes verliehen. Und der Beruf des Weibes ist: glücklich sein und glücklich machen.

### Allerlei fürs Haus.

Amerikanischer Zäher, neues Gartengerät. Ein kleines handliches Instrument, wie solches in Amerika kürzlich patentiert wurde, fertigt man sich leicht selbst auf folgende Weise an: Einen ziemlich starken Eisendraht biegt man in seiner Mitte gabelförmig um und dreht die beiden Schenkel in entsprechender Entfernung von der Biegungsstelle mehrere Male zusammen, jedoch dadurch eine Dese entsteht, welche die Handhabe des Instruments bildet. Die Enden der Schenkel werden zu zwei parallelen Haken umgebogen und die Haken selbst zugespitzt. Mit diesem Instrument gelingt es leicht, das Unkraut herauszureißen, doch darf man den Abstand der beiden Haken nicht zu groß wählen.



Das Herstellen einer guten Weißstiftspitze ist eine Fertigkeit, welche bei weitem nicht jedermann versteht. Während die Spitze des



Notizstiftes kurz und gedrungen sein muß, erfordert die des Zeichenstiftes eine lange Form. Lithographen, welche diese Kunst naturgemäß am besten verstehen, verfahren bei ihren harten Zeichenstiften (HHHHHH, wegen ihrer Härte auch Drahtstift genannt) folgendermaßen: Nachdem sie etwa 5 bis 10 Millimeter der Graphiteinlage mittelst eines scharfen Federmessers vom Holze befreit haben, schleifen sie die Spitze auf einer feinen Feile oder auf Schmirgelpapier an und verleihen derselben hierauf durch Abziehen auf weichem Papier höchste Sauberkeit, Rundung und Festigkeit. Man behauptet und wohl mit Recht, daß so hergestellte Spitzen die mit dem Messer geschnitzten an Dauerhaftigkeit bei weitem übertreffen.

**Konservieren von Früchten durch Essig.** In Essig eingelegte Früchte erfreuen sich allgemeiner Beliebtheit, und im Herbst, wie auch schon im Spätsommer verbrauchen die Hausfrauen große Mengen Speiseessig, Weinessig, Einmachessig. Leider aber nur zu oft ereignet es sich, daß die Konserven, auf welche viel Mühe verwendet wurde, besonders nachdem die Büchse angebrochen, dem Verderben unterliegen. Der Grund hierzu liegt allein an der getroffenen Wahl des Essigs. Alle Essigsorten, welche durch Gährung hergestellt wurden, als Speiseessig, Fruchtessig, Weinessig, tragen außer den Keimen der Gährungsreger auch die säulniserregenden Spaltpilze durch ihre Darstellungsweise in sich. Man muß sich deshalb zur Herstellung der Fruchtconserven eines Essigs bedienen, welcher nicht das Produkt der Gährung ist. Dies ist die sogenannte Essigessenz oder Essigsäure, im völlig konzentrierten Zustande auch Eisessig genannt, da dieselbe dann bereits bei 12° Wärme eisartig erstarrt. Käufliche Essigessenz verdünnt man mit der zwölffachen Menge Wasser und erhält so einen Essig von gleicher Stärke, wie der fertige käufliche, stärkste Einmachessig, welcher, beiläufig erwähnt, viel teurer zu stehen kommt, als der nach obigem Verfahren erhaltene. Ein Uebelstand der Essigessenzen war früher ein schwach brennlicher Geruch, welcher denselben infolge ihrer Darstellungsweise anhaftete. Seitdem man diesen Geruch jedoch völlig beseitigt, ist die Verwendung von Essigessenz zur Konservierung der Früchte durchaus zu empfehlen. Auch das wiederholte Abkochen der durch Gährung gewonnenen Essigarten, wie solches häufig geübt wird, ist zu vermeiden, da die Abtötung der Keime nicht allein nicht vollständig bewirkt wird, sondern auch der Essig durch Verdampfen der Essigsäure unnötig schwächer wird. Vorteilhaft verfährt man beim Einlegen der Früchte, indem man dieselben auf einem Siebgefäß einen Augenblick in kochendes Wasser taucht und dann, ohne sie mit der Hand zu berühren, in das Aufbewahrungsgefäß bringt. Ist dasselbe gefüllt, so werden die Früchte mit dem Essig derart begossen, daß die Flüssigkeit dieselbe um Fingerbreite überragt. Hierauf empfiehlt sich sofortiger Verschluss der Konservbüchsen.

**Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „September“.**

Fig. 1. Kleid aus Bengaline und Sammet. Diese elegante, aus Rock und Ueberkleid bestehende Toilette ist, wie ersichtlich, aus Bengaline und Sammet zusammengestellt. Zur Anfertigung derselben hat man zunächst für den Rock aus Taffet, die Vorderbahn oben 32, unten 52, die Seitenbahnen je oben 36, unten 48, die hintere Bahn 52 Cent. breit zu schneiden, die Teile miteinander zu verbinden, und dem unteren Rande des Rockes eine 8 Cent. breite Plüschfrisur von Taffet gegenzusetzen, der, wie die Vorderansicht zeigt, eine Puffe aus Bengaline aufliegt; letztere ist 280 Cent. weit, vorn 40, im übrigen 17 Cent. breit, am oberen und unteren Rande eingekräuselt und an letzterem dem unteren Rande des Rockes gegengenaht. Außerdem hat man den Rock innen mit einer 12 Cent. breiten ausgezackten Frisur von Taffet zu garnieren und an den Seitenteilen, je 11 Cent. weit von der hinteren Naht entfernt, Gummispangen mit Bändern zum Zurückbinden anzubringen. Die Futterteile des Ueberkleides sind am vorderen Rande mit Halen und Oesen geschlossen und durch einen daselbst angebrachten, faltig arrangierten Teil aus Bengaline gedeckt, welcher dem rechten Futterteil ausgenäht, dem linken aufgehakt wird und dem vorderen Rockteil aufliegt, am unteren Rande, wie ersichtlich, mit einer 24 Cent. breiten Passementeriefranse abschließt; den seitlichen Ansatz des Teils decken



bis zum unteren Rande des Rockes reichende, pattenartige Teile aus Sammet, die oben rebersartig umgelegt sind. Diesen Teilen schließen sich, wie die Abb. zeigt, die Vordertheile aus Bengaline an, welchen man, etwa 10 Cent. weit unter dem Taillenabschluss, die Schoßteile angeknüpft hat, die, den kurzen Seitenteilen übertretend, hinten leicht gerafft sind; dem kurzen Schoß der Rückenteile aus Bengaline ist ein 110 Cent. weiter Teil aus gleichem Stoff aufgesetzt, den man an den Längenseiten mit den vorderen Schoßteilen je durch einen Sammetstreifen verbunden hat, die unten eine Breite von 23 Cent. haben, nach dem Taillenabschluss hin bis auf 3 Cent. Breite zugespitzt sind und sich, wie auf der vorstehenden Rückansicht ersichtlich, auf den Rückenteilen bis zur Achsel, wo sie sich wieder bis auf 8 Cent. verbreitern, fortsetzen. Ein Stehkragen aus Sammet, der mit Passementerie überdeckt ist, sowie bauschige Ärmel aus Sammet und Passementerien auf der Taille vervollständigen das Ueberkleid.

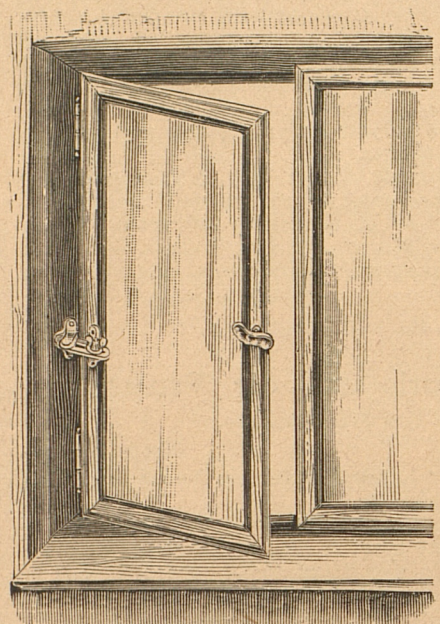
Fig. 2. Kleid aus satin duchesse. Der 208 Cent. weite Rock aus Taffet hat man bis zur halben Höhe mit Gazefutter, sowie hinten, 29 und 55 Cent. weit vom oberen Rande entfernt, mit 31 und 37 Cent. weiten Stahlstreifen versehen, die mit Bändern zurückgebunden werden. Der untere Rand des Rockes ist mit einer 6 Cent. breiten Plüschfrisur von satin duchesse begrenzt und innen mit einer 12 Cent. breiten ausgezackten Frisur von Taffet garniert; außerdem stattet man den Rock mit einem 24 Cent. hohen, 420 Cent.

weiten, in breite Plüschfalten gelegten Volant von erfterem Stoff aus. Die Taille, deren Rückenteile ein, bis zum unteren Rande des Rockes reichender Schoßteil angeknüpft ist, hat man vorn faltig, im übrigen glatt aus satin duchesse gefertigt und vorn durch kurze Fadenteile aus gesticktem schwarzen Spitzenstoff vervollständigt; dem Schoß der Vorder- und Seitenteile liegt ein am unteren Rande in Zaden ausgeknüpfter und daselbst mit eingeknüpfter schwarzer Franse begrenzter Garniturteil aus satin duchesse auf, der an der einen Seite festgenäht, an der anderen übergehakt wird und dessen, mit Franzen abschließende Zipfel dem hinteren Garniturteil übertreten. Ein hinten mit Spitze, vorn mit gefaltetem satin duchesse überdeckter Krager, sowie unten enge, oben etwas gebauschte Ärmel, deren oberer Teil mit einem puffigen Arrangement von Spitze überdeckt ist und die unten an der Innennaht mit Knöpfen und Schnürschlingen ausgestattet sind, vervollständigen das Kleid.

Bezugsquellen der Modelle: Berlin, Mode-Bazar Gerson u. Comp., Fig. 1; Bonwitt u. Littauer, Behrenstr. 26, Fig. 2.

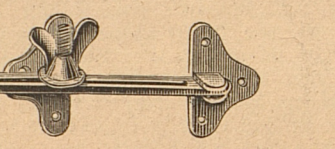
**Wirtschaftsplaudereien.**

**Neuer patentierter Fenstersteller.** Die untenstehende skizzierte kleine Vorrichtung eignet sich vorzüglich zum Festhalten der Fensterflügel, um das



Zuschlagen derselben zu verhindern. Dieselbe besteht aus zwei Metallstücken, welche durch eine an den Enden geschlossene Gabel verbunden sind und deren eines mit einer Flügel-schraube versehen ist. Die beiden Metallstücke werden an je einem feststehenden und beweglichen Fensterahmen festgeschraubt und der Fensterflügel durch ein einfaches Anziehen der Flügel-schraube in jeder beliebigen Lage festgestellt. Der neue patentierte Fenstersteller wird aus bronziertem Eisen für rechte und linke Fensterflügel gefertigt und kostet Mark 0.75 pro Stück, bei portofreier Zufuhr innerhalb des deutsch-österreich. Postverbandes Mark 1 das Stück; Mark 1.75 das Paar.

Bezugsquelle: Magazin des Königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88.



**Neues vom Büchertisch.**

(Wir behalten uns näheres Eingehen auf nachstehend verzeichnete neuerlichene Bücher nach Raum und Gelegenheit vor.)

- Ballestrin, Eufemia, Gräfin. Um eine Königskrone und andere Novellen. Wiesbaden, Rud. Bechtold u. Co.
- Behrend, Otto. Wieland, der Schmied. Leipzig, Kengerische Buchhandlung.
- Centralblatt der deutschen Musikwissenschaft. 1. Band. Heft 1. Halle a. d. S., Heymann.
- Geert, Hermann. Die Frau des Landwirts und ihre Arbeit im Hauswesen. Leipzig, Hugo Voigt.
- Jahnke, Hermann. Fürst Bismarck. Lieferung 2-6. Berlin, Paul Kittel.
- Kaufmann, A. Oskar. Humoresken. Berlin, J. H. Schorer.
- Koch v. Berneck, M. Rundreisen in der Schweiz. München, Otto Weisbrach.
- Kristof, L., Direktor. Jahresbericht des städtischen Mädchen-Lyceums in Graz.
- Krüger, Karl A. Kirchengeschichte für evangelische Schulen. Leipzig, Julius Bader.
- Kulke, Eduard. Richard Wagner und Friedrich Nietzsche. Leipzig, Karl Reißner.
- Luthmer, F., Prof. Führer durch die Rothschild'sche Kunstsammlung. Frankfurt a. M., Karl Jügel.
- Meinert, C., Dr. Modethorheiten. Leipzig, Dunder u. Humblot.
- Pfleiderer, Rudolf, Dr. Illustrierte Hausbibel. Heft 18-21. Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut.
- Pfleiderer, Rudolf, Dr. Illustrierte Hausbibel. Heft 22-25. Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut.
- Schweizer, Georg. Auf Urlaub im Orient. Berlin, R. v. Deckers Verlag.
- Siems, August. Ein Circusmädchen. Roman. Breslau-Leipzig, Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottländer.
- Spamer, Otto. Illustriertes Konversations-Lexikon für das Volk. Srg. 113-127. Leipzig, Otto Spamer.
- Spamer, Otto. Illustriertes Konversations-Lexikon für das Volk. 2. Aufl. Lieferung 128-150. Leipzig, Otto Spamer.
- Spielmann, Polbi. Valerie-Serenade (für Pianoforte). Wien, Busjäger.
- Städtebilder: Worms, Köln, Mannheim, Triest, Straßburg, Darmstadt, Heidelberg, Karlsruhe, Baden-Baden, Mainz, Düsseldorf, Bonn Mainz bis Köln (Rheinfahrt). Verlag von Julius Laeurentz.
- Stein der Weisen, der. Illustrierte Halbmonatschrift. Wien, A. Hartlebens Verlag.
- Stettenheim, Julius. Das humoristische Deutschland. Heft 4 u. 5. Berlin, S. Fischer.
- Tolstoi, Graf L. R. Anna Karenina. Deutsch von Wilh. Paul Graß. 3 Bände. 3. Auflage. Berlin, Richard Wilhelm.
- Wiesbaden, Der lustige Bader von. Stuttgart, Levi u. Müller.

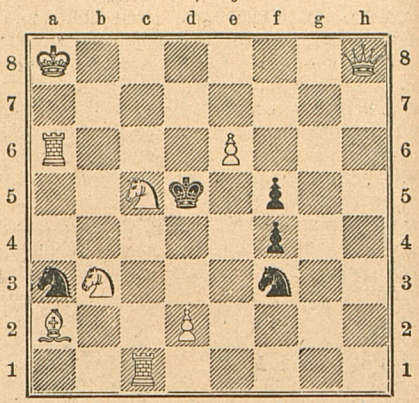
**♠ ♣ ♠ ♣**

**Aufgabe Nr. 273.**

Von S. Jonsson.  
Schwarz.

**Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 271 Seite 300.**

- Weiß.
- 1. D h 1 — a 1.
- Schwarz.
- 1. L f 6 n. a 1.
- Weiß.
- 2. T h 2 — b 2.
- Schwarz.
- 2. L a 1 n. b 2.
- Weiß.
- 3. L a 3 n. b 2 matt.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt

**Vierfilbige Charade.**

Es war ein's zwei, als ich mit raschem Schritte  
Im Berner Land zur Bergeshöhe stieg.  
Zu meiner Seite rauschte laut die dritte;  
Der Alpentiere reges Leben schwieg.  
Da kam der Tag; allmählich wich der Schatten  
Der feuchten Nacht von den betauten Matten.

Aus einer Hütte, tief zu meinen Füßen,  
Erholl der vierten wunderbarer Ton.  
Es blies auf ihr, den jungen Tag zu grüßen,  
Sein Morgenlied ein kecker Alpenohn.  
Und vor mir stand im goldnen Sonnenglanze  
Voll Majestät das schneegekrönte Ganze.

**Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 121 Seite 300.**  
Es sind im Ganzen 1845 Bäume und 105 stehen in der letzten Reihe.

**Auflösung der fünfteiligen Charade Seite 300.**  
Oberammergau.

**Korrespondenz.**

**Anonyme Anfragen aus Abonnementkreisen finden keine Beachtung.** Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und daneben die Angabe, wo Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

**Haushalt und Küche.** Frau M. St. in Danzig. Rote Grütze bereitet man entweder aus frischem Obst und nimmt in diesem Falle entweder 2 Liter Johannisbeeren oder Himbeeren, am besten Himbeeren und Johannisbeeren zu gleichen Teilen, die man mit einem Liter Wasser ansetzt und durch ein Tuch preßt — oder man benützt eingedickten Fruchtmost und mischt dann 1/2 Liter Saft mit 1/2 bis 3/4 Liter Wasser, kocht denselben mit 125 Gramm Zucker (zu frischem Obst bedarf man 200 Gramm) und einigen gestoßenen bitteren Mandeln auf, rührt 150 Gramm in kaltem Wasser zerquirltes Kartoffelmehl oder 180 bis 200 Gramm mit Wasser angefeuchteten Weisgries hinzu, läßt die Masse unter fortwährendem Umrühren kochen, füllt sie in eine nagelgemachte Form und giebt entweder süße Milch oder mit Vanillezucker vermischte Schlaglabne dazu.

**Z. S.** Ein Feinschmied und Sachverständiger auf dem Gebiete der Fischzucht beantwortete die Frage, wenn unsere Flüßfische am wohlgeschmecktesten sind, dahin, daß dies für Lachse in den Monaten März bis Dezember gilt, für Forellen in den Monaten April bis September; letzteres gilt auch für Barbe und Schleie. Rechte sind am besten in der Zeit von Juni bis Januar, Lander in den Monaten Januar bis März und August bis Dezember.

**Wäsche, Garderobe und Schmuck.** C. J. Das Entfernen von Rostflecken aus Baumwolle und Leinen mittelst einer Lösung von Sauerkeesal oder auch von Klee- oder Oxalsäure schadet dem Gewebe nicht, wenn man die Lösung nicht zu stark nimmt und nicht erwärmt, ferner wenn nach dem Waschen mit der größten Sorgfalt wiederholt ausgewaschen wird. Vor allem hüte man sich, das gewaschene Zeug trocken werden zu lassen, ehe jede Spur des Salzes oder der Säure entfernt ist.

**Z. S.** Versuchen Sie die von uns Abfärbung der Handschuhe herrührenden Farbeflecken im Eisenbeinchen durch Wasserstoffsuperoxyd, verlest mit einigen Tropfen Ammoniak, zu entfernen.

**Kommerzienrätin M. in S.** Ganz reizend sind die neuen Ottoman-Foulards des Seidenhauses Adolf Grieder u. Comp. in Zürich (Schweiz) und dürften den höchsten Anforderungen entsprechen. Genannte Firma verdient zollfrei an Privat. Verlangen Sie Muster.

**Verschiedenes.** Abonnentin in G. Wenden Sie sich mit Beratung auf uns an eine renommierte Musikalienhandlung, wie Gallier in Berlin W., Leipzigerstr., an den Kolonnen, oder Vöte u. Bod, W., Leipzigerstr. u. f. w.

**M. W. in F.** Richten Sie Ihre Anfrage gef. selbst an den Verein vom Roten Kreuz in Oesterreich.

**M. W. in F.** Die höhere Marine-Laufbahn ist sehr kostspielig und ohne sorgfältige Vorbildung aussichtslos.

**F. S.** Sie erfahren das Nähere in der Theateragentur bei A. Entsch, Berlin W., Mittelstr. 25, oder Felix Bloch Erben, Berlin W., Dorotheenstr.

**Abonnetin in S.** Wir empfehlen Ihnen für Ihre Zwecke Rud. Mosse's Zeitungskatalog (Berlin SW., Jerusalemstr. 48).

**M. L.** Leider unverwendbar.

**Frei Frau v. d. B.** Bei Ihrer Wahl dürfte Ihnen die Bevorzugung des Bades Kreuznach zu empfehlen sein.

**Fr. C. P. in B.** Zum Selbstunterricht sei Ihnen empfohlen: Anleitung zur Photographie von G. Pizzighelli (3. Auflage. Verlag von W. Knapp in Halle. 1890)

**Anfragen.** J. K. bittet um Angabe einer Anstalt, in welcher taubstumme Kinder für einen praktischen Beruf ausgebildet werden. Giebt es auch in Oesterreich eine solche Anstalt?

**Antworten.** C. K. in F. (Nr. 17 des „Bazar“). Aus Cigarrenbänden können geduldige und geschickte Fingerhaken mit ein bißchen Mühe ein sehr hübsches Kopfstück fertigen. Hundertundzwanzig Cigarrenbänder werden mit feiner gelber Seide übereinander zusammengenaht, aber nicht zu fest, sodas man die Naht plätten kann, immer zwei gelbe, ein rotes, wieder zwei gelbe, ein blaues, dann später ein grünes, ganz nach Geschmack und Neigung, nur das Gold im Fond immer überwiegt. Das Kopfstück wird etwa zwei Meter lang, ist weich und leicht und auf den ersten Blick von einem echten orientalischen gestreiften Tuche nicht zu unterscheiden und gleich diesem am Rande unregelmäßig ausgefranst.

**Die nächste Nummer (Nr. 35) erscheint in 14 Tagen.**  
Da der „Bazar“ vierteljährlich 12mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.